Meyer's Universum

oder

Abbildung und Beschreibung

des

Sehenswertesten und Merkwürdigsten

der

Natur und Kunst

auf der ganzen Erde.

Einundzwanzigster Band.

Hildburghausen und New York.

Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut

1860.

Zusätzlich versehen mit Abbildungen von Personen, Ereignissen und Artefakten,

bearbeitet und herausgegeben

von

Rudolf Kreutner

Schweinfurt

2020

Inhalt

Urheberrecht

Die durch den Bearbeiter erstellten Inhalte unterliegen dem deutschen Urheberrecht. Die Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und jede Art der Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtes bedürfen der schriftlichen Zustimmung des Bearbeiters. Downloads und Kopien dieses Werks sind nur für den privaten, nicht kommerziellen Gebrauch gestattet. Soweit die hier präsentierten Inhalte nicht vom Bearbeiter erstellt wurden, werden die Urheberrechte Dritter beachtet. Insbesondere werden Inhalte Dritter benannt. Sollten Sie trotzdem auf eine Urheberrechtsverletzung aufmerksam werden, bitten wir um einen entsprechenden Hinweis. Bei Bekanntwerden von Rechtsverletzungen werden derartige Inhalte umgehend entfernt.

Lizenz:

Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung - Nicht-kommerziell - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 3.0 Deutschland Lizenz

Vorbemerkung des Herausgebers

Ein ausführliches Vorwort steht dem Ersten Band voran; ein Hinweis auf die auch für diese Bearbeitung relevanten Literaturnachweise findet sich dort im Post Scriptum.

Die Texterfassung erfolgte auf der Grundlage der von Herrn Peter Ketsch (Berlin) auf seiner Internetplattform „Enzyklothek“[1] zur Verfügung gestellten „Universum“-Ausgaben, die fast sämtliche Bände als PDF-Dateien mit unterlegtem OCR-Text umfaßt, was die mühselige Arbeit des Abtippens zum größten Teil ersparte. Der aus der PDF-Vorlage kopierte im Antiqua-Format vorliegende Text erforderte nun ‚nur‘ noch entsprechende Korrektur- und Formatierungsdurchgänge, wofür – bis auf das für das „Universum“ charakteristische Querformat der Seiten – den Vorgaben Meyers möglichst genau Folge geleistet wurde.

Hauptquelle für die Erläuterungen bildeten die verschiedensprachigen Portale von Wikipedia, ergänzt durch weitreichende eigene Internet-, Lexikon-, Wörterbuch- und Literaturrecherchen. Im Falle eines direkten Bezuges zu einer Internetquelle wurde diese als Link in der jeweiligen Anmerkung angeführt.

Für die prosopographischen Einlassungen wurde neben Wikipedia auch auf das von der DFG über das Leibnitz-Informationszentrum Wirtschaft zur Verfügung gestellte „World Biographical Information System“ zurückgegriffen.

Allgemein bekannte historische Persönlichkeiten wurden jeweils nur einmal kurz erläutert.

Literaturzitate wurden anhand des reichhaltigen Angebots der entsprechenden Portale wie Deutsches Text-Archiv (DTA), Google Books, Archive.org, HathiTrust, Münchener Digitalisierungszentrum (MDZ) sowie eigener Bibliotheksbestände autoptisch überprüft.

Da die Anmerkungen alle relevanten bibliographischen Angaben für Zitate bzw. Verweise enthalten, wird auf ein gesondertes Literaturverzeichnis verzichtet.

Die für die großen Städte zusammengestellten Artikel finden sich alle im Band der ersten Erwähnung. Residenzstädten wie Coburg, Innsbruck, London, München oder Paris etc. wurden zumeist auch die in der näheren Umgebung befindlichen Schloßanlagen hinzugefügt.

Bei Meyers freier Zitierweise muß leider davon ausgegangen werden, daß so mancher Literaturnachweis „durch die Lappen“ gegangen sein dürfte.

Nicht wenige der Örtlichkeiten wurden mit Hilfe von Google Maps überprüft und damit zweifelsfrei identifiziert.

Auf Ortsnamen wurde in der Regel nur dann näher eingegangen, wenn sich deren Schreibweise geändert hat.

Auf Artikel, die wegen der thematischen Anordnung im selben Band an andere Stelle stehen, wird nicht eigens verwiesen.

Gebäude aus dem Mittelalter, deren Baugeschichte sich oftmals über Jahrhunderte hinzog, blieben bis auf wenige Ausnahmen bei den Erläuterungen unberücksichtigt.

Transliterationen aus dem Osmanischen wurden im Wesentlichen nach der Istanbuler İslâm Ansiklopedisi (İA) vorgenommen; die Umschrift einzelner Begriffe wurde zumindest teilweise aus den untengenannten Wörter- bzw. Lehrbüchern rekonstruiert.

Als Quellen für die osmanische Schreibweise dienten:

- Hindoğlu, Artin [(1780-1840?)]: Theoretisch-pracktische Türkische Sprachlehre für Deutsche, […]. Wien: A. v. Schmid 1829.
- Frashëri, Sami [(1850–1904)]: Dictionnaire Turc-Français. Constantinople: Mihran 1883.
- Redhouse, James W. [(1811–1892)]: A Turkish and English Lexicon […]. Constantinople: A. H. Boyajian 1890.

Die Transliterationen aus dem Arabischen erfolgten durchgängig nach dem Regelwerk der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (DMG), die der kyrillisch geschriebenen slavischen Sprachen

[1] https://www.enzyklothek.de/einheitstitel/meyers-universum.

nach der einschlägigen Tabelle[2] der Universität zu Köln. Für das Hebräische wurde nach Möglichkeit auf die Vorgaben der „Deutschen Bibel-Gesellschaft“[3] zurückgegriffen.

Die Sprachbezeichnung „griech.“ bezieht sich der Regel auf altgriechisch (bei „hebr.“ auf biblisch-hebräisch). Wo es für das Textverständnis angebracht erschien, wurde in den Anmerkungen eigens zwischen alt-, mittel- und neugriechisch unterschieden.

Da bei Meyer oftmals nicht ersichtlich ist, welche Längen- bzw. Streckenmaße er gerade verwendet, möge man sich an folgenden ungefähren Vergleichs- bzw. Richtwerten orientieren:

- 1 Wegstunde/Post- oder geometrische Stunde = ½ Meile = 12.703 Fuß (bayr.) = 3.707,49 Meter. Bei Joseph Meyer wird sie allerdings auch häufig mit ca. 7,5 km angesetzt.
- Der Pariser Fuß zu 32,48 cm, der rheinische Fuß zu 31,39 cm (beide Maße verwendet Joseph Meyer gerne) und der engl. zu 30,48 cm.
- Die preuß. Meile zu 7,5325 km, die geographische zu 7,4204 km, die österr. Postmeile zu 7,5859 km und die engl. Meile zu 1,6093 km.

Der Herausgeber verfügt über die Bildrechte an sämtlichen hier präsentierten Abbildungen.

Mein aufrichtiger Dank für wertvolle Hinweise und tatkräftige Unterstützung gilt Herrn Peter Ketsch (Berlin), Frau Elfriede Kreutner (Schweinfurt), Herrn Martin Kreutner (Schweinfurt), Frau Dr. Karin Rhein (Schweinfurt), Frau Kyoko Shibasaki M. A. (柴崎香子) (Düsseldorf) und Frau Prof. Dr. Claudia Wiener (München). Ihnen sind Herausgeber und Leser zu herzlichem Dank verpflichtet.

Dr. phil. h. c. Rudolf Kreutner, M. A.

P. S.: Eine erste, autobiographisch geprägte Teilbearbeitung von „Meyer Universum“ kann eingesehen werden (dort finden sich die im Wesentlichen auch für diese Bearbeitung relevanten Literaturverzeichnisse) unter:

http://d-nb.info/1202736416
bzw.
https://archive.org/details/Begegnungen_im_Universum

[2] http://slavistik.phil-fak.uni-koeln.de/fileadmin/slavistik/Mitarbeiter/Buncic/translit.pdf.

[3] https://www.bibelwissenschaft.de/startseite/.

Meyer’s Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Einundzwanzigster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1860. 184 S. u. Inhaltsverzeichnis[4] qu.-8°. S. 8-27.

Meyer’s Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Elfter Band. Dritte Folge, erster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 164 S. 8°. S. 19-37.

Die Alhambra.

„Ich kenn’ euch wohl, ihr leichtgeschwung’nen Bogen,
Ihr Säulen auch, voll räthselhafter Zier;
Auch hat des Mauren brauner Arm gezogen:
Denn einst als Herr gebot der Maure hier.
Ja, diese Halle ward von ihm gegründet,
Einst seinem Fürst ein prächtig Haus zu sein,
Hier diese Säule ward von ihm geründet,
Und einst sein Hauch belebte diesen Stein.“
(Prutz.)[5]

Viele, viele Jahre hindurch hatte mich ein Zauberwort von der iberischen Halbinsel angeklungen und jedesmal, wenn dieser Klang in meinem Innern ertönte, eine Sehnsucht, unendliche Sehnsucht in mir wachgerufen, die ich weder zu deuten, noch zu bekämpfen vermochte: „Alhambra“ hieß dieses Zauberwort! Endlich waren meinen Wünschen die Schwingen gewachsen. Ich war mit meinen Reisegenossen und Freunden schon durch ein gutes Stück des dichtungsreichen Landes gezogen und wallte der liedgekrönten Granada[6] zu. Vor uns stiegen die Thürme und Häuser der Herrlichen auf, und die Wahrheit des spanischen Sprüchworts:

„*Quien no vio a Granada*
No vio nada“*)[7]

sollten wir Alle heute noch erkennen.

Das gepeitschte Zehngespann vor unserem Wagen jagte aus einer Straße durch die andere und hielt endlich keuchend vor dem Ziele seines heutigen Weges, einem alten, schlechten Hause, in welchem sich die Schreibstube der Eilwagengesellschaft befindet. Führer, Lohndiener, Marktschreier und Bettler drängten sich wie gewohnt massenweise um uns, und es kostete diesmal wirklich Mühe, ihnen zu entgehen. Jedes Kind in Granada aber konnte uns dorthin geleiten, wohin unsere Sehnsucht jetzt uns trieb.

Durch bald breitere, bald engere Straßen und Gassen zogen wir langsam dahin, mehr und mehr ansteigend. Endlich bogen wir in ein fast düsteres Gäßchen ein, dessen alte, verfallene Häuser schon im Voraus uns künden wollten, daß wir von nun an mit vergangenen Jahrhunderten Zwiesprache halten würden. Wir kamen durch dies Gäßchen in die „*Cuesta de Gomeles*“ (Aufstieg der Gomelen), den eigentlichen Weg zur Burg, zum Schlosse der maurischen Könige. Und wiederum alte Häuser, verfallene

---

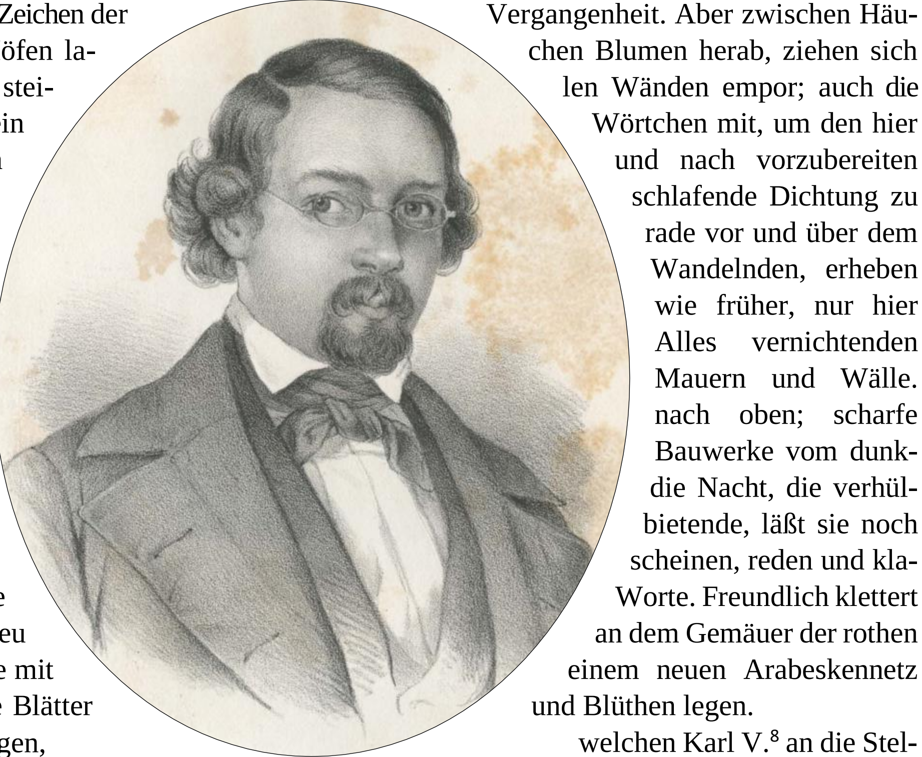
[4] Nach S. 8.

[5] 5. Strophe von Robert Prutz’ (1816–1872) 1840 entstandenem Gedicht „Ein Dom in Spanien“ in „Gedichte […]“ (Leipzig: O. Wigand), S. 146f. Die nicht eindeutig signierte Lithographie wurde folgendem Werk entnommen: „Die politischen Lyriker unserer Zeit. – Ein Denkmal mit Portraits und kurzen historischen Charakteristiken“ (Leipzig: Verlagsbureau (Arnold Ruge) 1847).

[6] Arab. البيرة, Ilbīra, span. Elvira bzw. قلعة غرناطة, Qalʿat Ġarnāṭa, „Burg von Granada“

[7] *) Wer Granada nicht sah, hat Nichts gesehen.

Höfe, vermauerte Säulenknäufe, wie sie nur die braune Hand des Mauren gearbeitet haben konnte: klarer und beredter werden die Zeichen der Vergangenheit. Aber zwischen Häusern und Mauern und Höfen lachen Blumen herab, ziehen sich kleine Gärtchen an den steilen Wänden empor; auch die Gegenwart spricht ein Wörtchen mit, um den hier Emporsteigenden nach und nach vorzubereiten und die in seiner Seele schlafende Dichtung zu wecken. Und oben, gerade vor und über dem Auge des gemächlich Wandelnden, erheben sich stolz und kühn wie früher, nur hier und da benagt von der Alles vernichtenden Zeit, Thürme und Mauern und Wälle. Alles strebt, steigt nach oben; scharfe Umrisse zeichnen die Bauwerke vom dunklen Himmel ab; selbst die Nacht, die verhüllende, Schweigen gebietende, läßt sie noch klar und verständlich erscheinen, reden und klagen, wenn auch ohne Worte. Freundlich klettert und rankt sich der Epheu an dem Gemäuer der rothen Thürme hinan; er will sie mit einem neuen Arabeskennetz umflechten, auch auf sie Blätter und Blüthen legen.



Robert Prutz
(siehe hierzu S. 6, Anm. 5).

Vor dem Siegesbogen, welchen Karl V.[8] an die Stelle des alten maurischen Thores Wechar setzen ließ, standen wir still, als ob wir die Wahrheit nicht glauben, der Sehnsucht nicht folgen dürften. Aber die Lust, die ganze, große Herrlichkeit, welche Reisende und Dichter geschildert und unser Geist noch köstlicher ausgemalt hatte, trieb uns vorwärts. Unsere Seele jubelte laut auf, unsere Schritte geleiteten uns durch das Bogenthor, und in demselben Augenblick verstanden wir, daß der Name Alhambra ein herrliches Gedicht ausspricht.

Uns hatte ein Ulmenhain aufgenommen, so köstlich, so dicht, so schattig, so waldig-lebendig, wald-fröhlich, wie ich noch nie in Spanien einen gesehen hatte, und nirgends mehr sehen konnte. Die dunklen Stämme hoben sich nordisch-schlank empor; ihre Kronen waren so dicht und laubig, wie nur irgendwo in der frischen, grünen Heimath; der Epheu rankte sich mährchenhaft lieblich an den düstern Stammsäulen hinan und seine dunklen Blätter schienen zu spielen mit dem theilweise schon gelblichen Laubwerk der Ulmen: denn sie mischten sich wunderbar mit diesem, um Sträuße und Rankennetze zu binden. Rosengebüsche liehen dankbar dem sie umschlingen den Epheu ihre Blüthen zum Schmuck, und hunderterlei andere Blumen lachten aus Hecken und Dickichten hervor. Das war ein herzerfüllender Anblick! Und dennoch stand der kostbare Lustwald nicht mehr in seiner Blüthe; der Monat Oktober hatte ihm bereits so viel von seinem Schmuck geraubt! Wenn er auch hier und da anstatt der Blumen Blätter in Roth und Gold und anderen Herbstesfarben erblühen ließ, und wie gesagt noch nicht alle Blüthen vernichtet hatte: den Frühlingsduft, welchen er genommen, konnte er ebenso wenig ersetzen, als den Frühlingsklang. Der Sängerkönig Ruisenor[9] war längst dem heißen Süden zugeflogen und hatte so manchen seiner Unterthanen mit sich genommen; keines der reichen Liebeslieder dieses einzigen, den verödeten Hallen treu gebliebenen Minnesängers klang uns mehr entgegen, wie im Frühjahr, wo er noch immer singt und erzählt von den alten Zeiten. Nur nordische Bekannte, die der in ihrer Heimath einziehende Winter hierher vertrieben hatte, sandten uns ihre Liedergrüße zu. Aber dennoch hatte der Wald auch jetzt noch seine eigenen Weisen: das Wasser murmelte, flüsterte, rauschte, sang sie uns zu.

---

[8] Karl V. (span. Carlos I; 1500–1558), seit 1516 König von Spanien und von 1520 bis 1555 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[9] Span. ruiseñor, „die Nachtigall“.

Der Hauptweg theilt sich bald in breite, allmählig sich erhebende, sorgsam gepflegte Gänge, zu deren beiden Seiten aus Ziegelsteinen zusammengesetzte Wassergraben hinlaufen. In ihnen fließt beständig das überflüssige Wasser des künstlich auf die Höhe des Königsschlosses geleiteten Darro[10] seinem ursprünglichen Bette zu; aber wie! Man muß erst wissen, was es sagen will, den traulichen Klang des murmelnden und rauschenden Wassers auf Monate zu entbehren; man muß Wüstenstrecken durchwandert haben und in nackten, wald- und wasserleeren Gebirgen von der Sonnengluth erdrückt worden sein, wenn man das Murmeln und Rauschen des Wassers verstehen will. Ich verstand heute Alles, was das geschwätzige erzählte. Es murmelte von den alten, vergangenen Zeiten und Minnen, welche es erlebt, von dunklen, glühenden Augen, welche in ihm sich beschaut, – und rieselte fast schmachtend dahin, wie jene Liebesworte von den blühenden Lippen der früher hier hausenden Schönen Afrika’s; es sprach aber auch von Haß und Neid, von Krieg und Mord, von Blut und Seufzern, Todesstöhnen und Kampfgebrüll: d’rum rauschte und klagte, zürnte und brauste es hier und da so heftig. Fast schien es, als fürchte es, seine Geheimnisse alle zu verrathen; dann eilte es schnell von dannen und rauschten seine Töne mir vorüber: wirr und unklar, wie eine Geschichte, welche die Sage erzählt, vielleicht wollte es dieselben gern zum Meere hinabtragen, um sie in dessen Tiefe zu versenken.

Vor Zeiten rieselte das Wasser nicht von hier hinab zur Tiefe, zu der Zeit nannte man den Berg, auf dem sich die Alhambra erhebt, den „rothen Hügel“. Granada war damals bereits die Perle unter den Städten Andalusiens, sein König ein mächtiger Sultan[11], geliebt von seinem Volk, gefürchtet von seinen Feinden; aber er besaß noch keinen Palast, welcher seiner würdig gewesen wäre. Der rothe Hügel war überwuchert von dem Gebüsch der immergrünen Eiche und dieses von Brombeeren durchrankt und durch Dornen- und Stachelgewächse undurchdringlich geworden. Der Berg selbst hatte ein wüstes Aussehen; er war rauh, steinigt, hin und wieder dürr und verbrannt, aber von lebhafterem Roth, als die übrigen Berge: daher wohl sein Name. An seinem westlichen Gehänge erhob sich ein alter Thurm von zweifelhaftem Ursprung, wahrscheinlich ein Wachtthurm; auf der südlichen Seite sah man die Trümmer eines römischen Tempels.

Im Jahre 1240 lebte hier der gerechte und mächtige Sultan Mohammed-Ibn-Abd-Allah-Ibn Jussuf-Ibn-el-Hamar-el-Nassr[12], der Herrliche, Fürst und Herr aller Gläubigen, welcher die ersten Meister der Künste und Wissenschaften um sich versammelt, sehr glückliche Kriege geführt und große Schätze angehäuft hatte. Dennoch war er nicht glücklich, denn das Weib seiner Liebe, die Sultanin Lëila el Radtïeh, war ihm geraubt worden; – – – doch die Sage, die auf dem Wasser rauscht, erzählt davon nichts weiter und fährt fort, wie dann dieser Sultan für die Braut seines Sohnes, die „weiße Jungfrau“ ein prächtiges Schloß auf dem rothen Hügel erbaute, weil dort der Ruisenor alllenzlich so viel Schönes von Liebe sang, und dieses Schloß „Rubinenpalast“ nannte. Es behielt später diesen Namen nicht bei; El-Hamars Nachkommen gründeten neue Hallen, Thürme und Wälle, und nannten die nach und nach entstandene Burg zu Ehren ihres Gründers „Khassr-el-Hamra“[13] – Alhambra.

Die Gefährten waren mir weit vorausgekommen; ich ließ sie ziehen. Mir war, als habe jeder Stein besonders mit mir zu reden; ich wußte ja, daß er es gekonnt hätte, deshalb schlenderte ich langsam und träumend die herrliche „Alameda“[14] hinan. In der „Fonda de los siete Suelos“[15] traf ich die Freunde wieder und saß bald mit ihnen im Gärtchen vor dem Gasthause, beim goldenen Weine aus Malaga, des Ortes und der Aussicht mich freuend. Für heute war es zu spät zu einem Besuche im Königsschlosse; deshalb genossen wir einstweilen in vollen Zügen. Das, was wir vor uns hatten: – und wir hatten Vieles! Sollte der Wanderer hier auch Manches vermissen, was er im lieben, schier überfeinerten

[10] Fluß in Granada.

[11] Arab. سلطان, sulṭān, „die Herrschaft, Herrscher“; allg. ein hoher islam. Herrschertitel, der ausschließlich Moslems vorbehalten ist, da er auch religiös konnotiert ist.

[12] Muhammad I. (arab. محمد بن يوسف بن نصر, Muḥammad b. Yūsuf b. Naṣr; ca. 1194–1273; ermordet), seit 1232 Emir von Granada.

[13] Arab. قصر الحمراء, qaṣr al-ḥamrāʾ, „die rote Burg, das rote Schloß“.

[14] Span., Allee.

[15] Ein Mitte des 19. Jhds. gegründetes berühmtes Gasthaus in Granada in der Nähe der Alhambra, benannt nach dem siebenstöckigen Turm derselben.

Deutschland eben nicht missen will, so wohnt er dafür innerhalb der Ringmauern des Schlosses selbst und lauscht, wenn es Frühling ist, der Nachtigall ihre süßen Minnelieder und dem Wasser seine alten Sagen ab, sieht Festtags die Alameda in ihrem schönsten Schmucke prangen, wenn die dunkeläugigen Schönen Granada's hier lustwandeln, hat Bettler und Zigeunerinnen in Hülle und Fülle, Ruhe und Stille oder auch Jubel und Becherklang unter dem tiefdunklen, klaren Himmel, wie er es eben erwählt.

Schon der erste Sonnenstrahl des folgenden Tages fand uns wach, und mit dem Frühesten waren wir auf dem Wege zum Schlosse. In mir tauchten alte Erinnerungen auf: das Volk vom fernen Osten, mit dem ich so lange zusammengewohnt hatte, wallte vor meinen Augen wieder aus und ein auf der verödeten Stätte, die die Kunst seiner Baumeister geweiht hatte. Doch kaum hatte ich die oberhalb des alten „Thores der Gerechtigkeit" in die Mauer gebrochene Pforte durchschritten, so wurden diese mir gar freundlich erscheinenden Bilder der Vergangenheit durch trübe Empfindungen verscheucht. Ein eigenthümlich trauriges Gefühl erbebt in der Brust, wenn man seinen Fuß auf die Trümmer großartiger Werke der Vergangenheit setzt: wenn man aber weiß, daß Barbarei solche Werke in Trümmer schlug, dann gesellt sich zur Trauer der Unmuth, zu dem Unmuth der Groll.

Gleich beim Eintritt in die Burg hat man das Schloß Karls V. vor sich. Es steht auf derselben Stelle, welche früher der Winterpalast der maurischen Könige einnahm. Dieser soll die jetzt noch vorhandenen Ueberreste aus der Maurenzeit an Pracht und Schönheit bei Weitem übertroffen haben. Der christlich-kirchliche Hochmuth der Sieger kannte aber keine Grenzen; er artete in Barbarei aus. „Meine Rosse sollen den Boden zerstampfen, auf denen die Könige der Heiden wandelten,"[16] soll Karl gesagt haben – und ließ, sein Wort zur Wahrheit zu machen, eine Reitbahn im Innern des Schlosses anlegen! Die seither verflossenen Jahrhunderte haben diese unsinnige und rohe Zerstörungswuth bestraft; die maurischen Künstler sind gerächt. Man kann das Schloß nicht unschön nennen; man fühlt, daß es einem freien Platze in der Stadt gewiß zur Zierde gereichen würde: hier oben aber verunziert es das Ganze und stört den Gesammteindruck. Ob das die späteren christlichen Könige auch gefühlt haben? Möglich; warum auch hätten sie es sonst verfallen lassen? Es liegt schon halb in Trümmern; kein Maler nimmt sein Bild mit sich hinweg; kaum Einer der Tausende, welche alljährlich hierher pilgern, würdigt es der Anschauung. An ihm gehen Alle kalt vorüber – und Allen wird das Herz warm, wenn sie vor der Pforte des maurischen Schlosses stehen. Die Zeit ist gerecht.

Auch ich empfand den Fluch der Barbarei; auch ich fluchte ihr. Und so oft ich später in der Burg umher ging, immer wurden dieselben Empfindungen in mir rege. Ich vergaß hier, wo mich dieselbe Zauberei, die Dichtung der Denkmale aus alter Zeit so recht in Mitten des Lebens der Erbauer jener stolzen Gebäude trug, allen meinen christlichen Stolz und beklagte nicht das Erlöschen des Islam in diesem Theile der Erde, wohl aber die mit dem Volk des Südens vertriebene Dichtung der Blüthenzeit der Alhambra. Und so kam es, daß gar eigne, sogar recht unchristliche Wünsche in mir laut wurden. Ich wünschte, daß der Palast des christlichen Kaisers doch recht bald in Trümmer fallen möge – und betrauerte jeden Stein, jede Gypsplatte, welche in den Mauern und Gewänden des „Khassar" (Alkazars)[17] fehlte! Ich wünschte alle Spanier, die ich hier oben sah, hinaus, weit, für immer hinaus aus diesen Mauern, welche gegen sie errichtet worden – und wünschte dafür die edlen Turbanträger wieder herein, die sie erbaut hatten; ich wünschte ein erbärmliches Machwerk spanischer Baukünstler hinweg, trotzdem daß es eine Kirche ist, und begehrte dafür die alte hochgethürmte Moschee wieder an ihre Stelle; ich wünschte alles der Neuzeit Angehörige hier, gerade hier nicht zu sehen, und hätte so gern allem Alten hier seine eingebüßte Berechtigung wieder gegönnt.

Nach einem vorläufigen Rundgange durch die gewöhnlichen Besuchern zugänglichen Theile der Burg kamen wir zur Eingangspforte in das Schloß der Saladine, welches wir vorzugsweise unter dem Namen Alhambra verstehen; wohl deshalb, weil es alle Pracht und Schönheit der noch erhaltenen

---

[16] „Zitat" aus Alfred E. Brehms (siehe S. 20, Anm. 44) Erstdruck des vorliegenden Artikels, der in nahezu unveränderter Form unter dem Titel „Die Alhambra" erschienen ist in der Zeitschrift „Faust – Polygraphisch illustrirte Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft, Industrie und geselliges Leben" (Leipzig: G. H. Friedlein 1859), № 3, Sp. 42-45, № 10, Sp. 160-162, № 11, Sp. 174-177, № 12, Sp. 189-191 u. № 13, Sp. 206-209. Besagtes Zitat stammt aus № 10, Sp. 160.

[17] Span. Alcázar; Bezeichnung für eine Burg, ein Schloß; abgeleitet von arab. القصر, al-qaṣr, „Burg, Schloß"; das arab. qaṣr geht als Lehnswort wiederum auf das lat. castrum, „Feldlager" zurück.



SÄULENGANG in der ALHAMBRA

Aus d.Kunstanst.d.Bibliogr.Instit.in Hildbh. Eigenthum d. Verleger.

Ueberreste in sich vereint. Die Spanier begreifen, wie vormals die Mauren, unter „Alhambra" die ganze Burg.

Diese Eingangspforte wird von einem Thürsteher gehütet, dem zugleich das Geschäft obliegt, die Besucher herumzuführen. Auch wir durchwanderten in seiner Begleitung die Höfe, Hallen und Säle des Schlosses; aber der Mann eilte uns Allen viel zu sehr, und wir mußten deshalb noch oft wiederkehren, ehe wir zu einigem Verständniß des Ganzen gelangten. Ich will versuchen, zunächst den Eindruck und die Bedeutung des Ganzen und sein Gepräge zu schildern und dann erst zur Aufzählung und theilweisen Beschreibung der einzelnen Räumlichkeiten übergehen.

„Das Königsschloß der Alhambra ist ein morgenländisches Liebesgedicht in Stein."[18] Ich will diese Worte buchstäblich verstanden wissen; sie drücken die ganze Beschreibung des Mährchenbaues aus, der in der That Alles und Jedes enthält, was solche Dichtung enthalten muß. Der volle Reichthum, der kühne Flug der Gedanken, die Tiefe, Frische, Innigkeit, Anmuth und Zierlichkeit, die Pracht der Farben eines morgenländischen Minnesanges finden sich sämmtlich wieder in diesem schönsten Denkmal der höchsten Blüthe der arabischen Baukunst. Das fühlt auch der nüchternste Mensch unwillkürlich heraus. Aber die Alhambra ist noch mehr. Der ganze Bau ist wirklich und wahrhaftig ein Buch der Lieder[19]; seine Wände sind die Blätter dieses Buches; auf den Knäufen der Säulen, geschmückten Rankennetz der Arabesken hervor und diese Buchstabenreihen einen sich zu Gedichten und Liedern. Der Stein ist lebendig geworden: er spricht; was er aber redet, sind Worte der Dichtung.

Es gibt keinen Baustyl weiter, welcher, wie der maurische, die Dichtung im Wort zu seinem Schmuck bedürfte. Gewöhnlich ruft die Baukunst nur ihre beiden Schwestern Malerei und Bildhauerei zu Hülfe, wenn sie bilden will. Der Dreibund ist mächtig genug: – dem maurischen Künstler aber genügt er nicht. Er zieht eine vierte Schwester in jenen Verein, die Dichtkunst. Und diese ist wahrlich nicht die am wenigsten Wirkende; denn gerade ihr müssen die übrigen Schwestern dienstbar werden. Die Baukunst bildet das Blatt, auf welches der Dichter durch den Bildhauer seine Worte schreiben läßt; dann kommt der Maler noch hinzu und beide Letzt genannten schmücken und zieren die Worte. Diese freilich sind wiederum Schmuck und Zierde des Ganzen – nicht bloß dem Geiste im Wohlklang erkennbar, sondern das Auge allein schon durch ihre Wohlgestalt erfreuend: selbst sinnlos noch würden die Reihen der Buchstaben eine Zierde des Baues sein. Um sie herum und durch sie hindurch schlingt und rankt der Künstler sein wunderbares Arabeskennetz, welchem der Maler die volle Farbengluth seiner Palette ertheilt; und so erscheinen alle Gedichte von drei anderen Künsten getragen, umkränzt und gekrönt. Dankbar dafür preist und erhebt die Dichtung den schönen Verein; sie wetteifert im Wort mit der Leichtigkeit und Zierlichkeit der Baukunst, mit dem Schwung und der Fülle der Bildhauerei und mit der Gluth und der Farbenfrische der Malerei. Im Saale der beiden Schwestern[20] liest man ungefähr folgende Worte in diesem Sinne:

„Du, der Du hereintrittst zu meinen Thoren,
Sieh in mir das schönste Werk des Mohren!
Meines Baues unendliche Schönheit
Hat sich das Volk zum Sprichwort erkoren,
Und wenn mein Name den Lippen entflieht,
Zum Gedicht wird er in Aller Ohren.
Sogar die Steine, die hier verwendet,
Haben die Rauhheit in mir verloren,

[18] Brehm, „Alhambra" in: Faust, wie S. 9, Anm. 16, № 10, Sp. 161.

[19] Anspielung auf Heinrich Heines (1797–1856) berühmte Gedichtausgabe „Buch der Lieder […]" (Hamburg: Hoffmann und Campe 1827), die auch Orientalisierendes enthält. Das Gedicht „Der Mohrenkönig", das explizit den Untergang der Nasriden-Dynastie (siehe hierzu S. 12, Anm. 22) unter Muhammad XII. (siehe hierzu S. 16, Anm. 34) thematisiert, erschien allerdings in dessen „Romanzero […]" (Hamburg: Hoffmann u. Campe 1851), S. 64ff.

[20] Span. Sala de dos Hermanas; diesen Namen verdankt der Raum jedoch nicht wirklichen oder zumindest legendären Schwestern, sondern den beiden so bezeichneten großen, gleich aussehenden Marmorplatten in der Mitte des Bodens.

Sind wiederleuchtend in meinem Licht,
Als Edelgesteine neu geboren.
Ich bin die Wohnung des Morgenrothes;
Die Sonne beeilt die Flucht der Horen,
Um ewigen Schatten mir zu verleihn
Und selbst die Sterne haben geschworen,
Wenn sie nicht müßten die Welt durcheilen,
Sie zögen herein zu meinen Thoren.“ [21]

Das sind einige von den hunderttausend Versen, welche die Wände der Alhambra bedecken von unten bis oben. Wo sich nur immer ein passendes Plätzchen fand, wurde ein Gedicht zur Freude des Auges wie des Herzens mit erhabenen Buchstaben an die Mauer geschrieben. Alle größeren Gedichte sind selbstständig und rühmen entweder die Alhambra selbst und ihre Erbauer oder preisen die Liebe und ihre gewaltige Zaubermacht. Dazwischen aber sieht man, wie an allen maurischen Werken, fromme Sprüche hervortreten, und namentlich der eine don ihnen geht durch das ganze Haus. Er ist der Denk- und Wahlspruch, der Grund- und Schlußstein der Alhambra, das Vorgebet und die Danksagung über den Bau selbst: *Wala rhálib ila Allahu hí*[22] („Kein Sieger außer Gott der Herr!“) – Dieser Spruch findet sich in der Alhambra überall, in mehr als tausendmaliger Wiederholung und mehr als zwanzigfacher Abänderung in Schreibart und Größe der Buchstaben. Er ist der Grundgedanke jeder Verzierung. In kufischer[23] und arabischer Groß- und Kleinschrift läuft er um die Thürgewände, an den Gesimsen, Knäufen oder glatten Wänden hin, bald reich mit Arabesken durchwebt und umflochten, in erhabenen Schriftzügen aus dem Spitzengewebe der Gypsverzierungen hervortretend; bald alle Balken der Wappenfelder oder Mittelpunkte der Rosetten zierend; bald einfach, sich selbst genug, eine eigene Kante an den Wänden und der Decke bildend. Mag er auch wechseln in Schrift und Anordnung, mag sich auch der leichte Reigen der arabischen Schönschrift, welchen er zusammensetzt, durch die ernsten und schweren kufischen, sich oft verkehrt einander gegenüberstehenden oder doppelgesichtigen Buchstaben, die ebenfalls zu ihm sich einen, hin durchwinden: er ist und bleibt derselbe, allgegenwärtig wie der Gott, zu dessen Anbetung ermahnt, überall vor die Augen tretend, dem Könige im Saale der Gerechtigkeit in die Seele redend, ihn im Schlafgemach zum letzten Gebete des Tages mahnend.

Gewiß, die Alhambra spricht mit tausend Zungen; jeder ihrer Steine hat seine Worte und alle Worte werden zu Gedichten. Und darum nenne ich sie ein morgenländisches Liebesgedicht in Stein!

Warum aber gerade ein Liebesgedicht? Nicht wegen der unzähligen lieblichen Lieder der Minne, mit denen sie den Verstehenden anspricht; denn der ernsten Gedichte sind mehr als jener. Auch nicht weil die Sage, wie oben angedeutet, die Liebe den ersten Grundstein zu dem Feenschlosse legen läßt; denn der Sage fehlt das Zeugniß der Wahrheit. Wohl aber deshalb, weil der ganze Bau auch ohne Sage, ohne Lied und ohne Worte unverkennbar nur der Liebe Sinnbild ist. So wie ein gothischer Säulenchor einem Choral verglichen wird, auf dessen Schwingen sich die andächtige Christenseele wiegt, und ein gothischer Dom ein Sinnbild ist des Glaubens, der emporstrebt zum Himmel und seinen Engeln und Heiligen, und unter sich die Hölle schaut sammt deren Teufeln, Drachen und andern Ungeheuern: so ist ein maurischer Bau ein Lied, ein Sinnbild der Liebe, selbst dann noch, wenn er dem Gläubigen den Pfad zum Paradiese weisen soll; denn dieses Paradies ist ja eben ein Garten der Liebe, leider sogar der sinnlichen Liebe. Deshalb vermißt man in der Alhambra auch das Großartige nicht, welches, bei dem gothischen Bau mit der Schönheit der Form vereint, die erhabene Stimmung der Seele in uns hervor ruft; man fühlt, daß es sich dort um etwas Anderes handelt. Die Alhambra ist nicht großartig, nicht riesenhaft;

[21] Zu den Inschriften siehe auch: Greußing, Astrid: Die Alhambra in Granada: Funktion und Inhalt wichtiger arabischer Inschriften. Wien 2011 [Dipl.-Arb.].

[22] ولا غالب إلا الله, Wa-lā ġāliba illā ʾllāh, die Wappendevise der nasridischen (von arab. بنو نصر, Banū Naṣr, „Söhne des Sieges“) Dynastie.

[23] Eine der ältesten kalligraphischen Formen der arabischen Schrift, die sich durch ein sehr massives Schriftbild auszeichnet.

aber sie ist zierlich, überaus zierlich und mährchenhaft. Sie ist, wie der Muselmann selber, ernst und würdevoll von Außen, blühend und bilderreich im Innern.

Alle Räume des Schlosses reihen und ordnen sich um drei freie Plätze: den Mirtenhof, den Löwenhof und den Garten der Lindaraja[24], welche wie die Winkel eines Dreiecks auseinander liegen. Die hohen und luftigen Gemächer sind zu ebener Erde angelegt; nur die Bäder und einige andere Räume liegen unter ihnen, halb über, halb unter der Erde. Alle innern Wände sind mit Gypsplatten getäfelt, von denen Tausende in einer Form gegossen worden sind. Manchmal entsteht erst durch die Zusammensetzung vieler Platten ein Ganzes, und dieses ist dann im hohen Grade reich an Mannichfaltigkeit des Einzelnen, welches aber immer im vollsten Einklange mit dem Uebrigen steht, mag es an und für sich auch noch so verschieden erscheinen. Die Verzierungen sind erhaben und gewöhnlich unbemalt, wogegen man die Farben in den Vertiefungen auftrug. Dadurch erscheinen die Arabesken und Buchstabenreihen wie die Maschen eines über eine bunte Fläche gelegten Spitzengewebes. Alle einfarbigen Flächen sind mit Arabesken übersponnen, alle glatten Flächen dagegen, namentlich die Sockel in den Säulengängen und Zimmern ausgebrannten und verglasten Thonsteinen zusammengesetzt, welche buntfarbige Bilder darstellen. Die Säulen bestehen aus Marmor, sind ungemein schlank und tragen zierliche Knäufe. Selten lastet der schwungvolle Hufeisenbogen auf einer Säule allein; es treten vielmehr gewöhnlich ihrer zwei und in den Ecken wohl auch ihrer drei und vier zusammen, um einen Bogen zu stützen. Die Decken sind entweder aus Holzgetäfel zusammengesetzt, oder Kuppeln mit einem Hängewerk aus Tropfsteingebilden.

Der Mirtenhof ist der Vorhof zu den noch erhaltenen Theilen des Schlosses und war es früher auch für den Winterpalast. Man hat die Eintrittshalle zu letzterem zu seiner Rechten, das Thor zum Saale der Gesandten zu seiner Linken, gerade vor sich aber die Thüre nach dem Löwenhofe; der Mirtenhof ist klein; seine Länge beträgt, nur 150, seine Breite etwa 80 Fuß[25]. Ein länglich viereckiges Steinbecken, an dessen beiden Längsseiten die Mirtenhecken hinlaufen, läßt von dem Hofe eigentlich bloß breite Seitengänge übrig. Aber gerade dieses Becken ist seine Schönheit; es ist ein wahrer Zauberspiegel, gleichsam dazu bestimmt, den Geist auf alles nun Kommende vorzubereiten. Der Darro füllt es, wie alle übrigen Wasserbehälter der Burg, mit klarem, frischem Wasser an, und Hunderte von Goldfischen treiben darin ihr lustiges Spiel; aber die Mirtenhecken werfen einen wunderlieblichen, grünen Duft auf seine Oberfläche und dieser legt sich dann wiederum als Zugabe auf das herrliche Spiegelbild, welches die Bogengänge und Eingangshallen der beiden schmalen Seiten in dem niemals von einem Windhauche berührten Wasser hervorzaubern. Ich weiß noch heute nicht, ob das Spiegelbild nicht noch schöner ist, als die Gebäude selber; denn mir kam es immer vor, wie ein wonniger Traum gegenüber der Wirklichkeit, deren Farben vor denen eines Traumbildes gewöhnlich erbleichen müssen. Wir Alle haben lange, lange still gestanden und ins Wasser geschaut und sind fast trunken geworden im Anschauen dieser Zauberei in Stein und Wasser.

Zwei Hufeisenbogen, in denen ein ganzes großes Zauberwerk von Gyps hängt und schwebt, wie die Arbeiten der Berggeister in Tropfsteinhöhlen, fesseln demnächst das Auge. Wenn man eines der durch sie überwölbten Thore durchschreitet, gelangt man in den rings um den Löwenhof laufenden Säulengang und schaut durch den von 20 schlanken Marmorsäulen getragenen, mit einer reichen Holzkuppel überdachten Vorbau auf den Löwenhof mit seinen Brunnen, den tempelartigen Säulenhof des Saales der Gerechtigkeit und die beiden Thorhallen des Saales der Aben-Serragen[26] und der zwei Schwestern. Es blitzt und leuchtet, flimmert und glänzt in die Augen, daß man Zeit haben muß, um zu wissen, fest davon überzeugt zu sein, das Ganze werde sich nicht in Nichts auflösen und wie eine schillernde Seifenblase zerplatzen. Doch nein! Einer der Feenpaläste aus Tausend und Einer Nacht steht wirklich und wahrhaftig vor dem Beschauer, als verkörpertes Bild arabischer Dichtung, als ein Gedicht

---

[24] Span. Jardín de Daraxa; der Garten wurde allerdings erst von 1526 bis 1538 von Kaiser Karl V. (siehe hierzu S. 7, Anm. 8) angelegt.

[25] Es ist nicht ersichtlich, ob hier der pariser Fuß zu 32,48 cm, der rheinischen Fuß zu 31,39 cm oder gar der englische zu 30,48 cm gemeint ist.

[26] Arab. بنو السراج, Banū s-Sarāǧ, „Söhne des Sattels“; span. verballhornt Abencerrajes, ein maurisches Geschlecht in Granada, das im 8. Jhd. nach Spanien kam.

in Stein. Der Geist räumt das schwere Dach, welches die zierlichen Säulen zerdrücken möchte, leicht hinweg und sieht nur den durch eines Zauberkünstlers Hand belebten Stein, der ihn mit seinen Wundergaben entzückt, sieht den Bau wie er ist und wie er war zur selben Zeit. Man will es nicht glauben, daß dieses Schloß nur als todtes Ueberbleibsel vergangener Tage voll Pracht und Schimmer und Ruhm und Glanz erscheine; denn ohne daß man weiß, wie es geschehen mag, kommt zu dem Leben im Stein noch Leben in Bildern. Die Seele malt sich jene Tage aus, in denen arabischer Klang hier laut wurde, und schmückte ihre Traumgebilde treulich mit der Frische und den uns fast unverständlichen Farben, welche eben nur das Morgenland erzeugen kann.

Der Löwenhof ist 126 Fuß lang und 73 Fuß breit. 146 Säulen tragen den Rundgang und die beiden sich gegenüberstehenden Vorbaue; 3 Springbrunnen an jeder der schmälern Seiten und einer unter jedem Vorbau kühlen ihn und diese, der große Löwenbrunnen den Hof selbst. Leider spielen die Wasserwerke jetzt nur bei seltenen Gelegenheiten. Ich hatte das Glück nicht, sie in ihrem Perlenglanze zu sehen.

Früher waren die Säulen des Löwenhofes unbedingt die schönsten der Alhambra, noch schöner als jetzt: der maurische Bildhauer hatte auch ihre Schäfte mit seinen Arabesken übersponnen. Nun kam aber eine böse Zeit für das herrliche Schloß: Zigeuner nahmen Besitz von ihm. Und als dann die spanische Regierung den Verfall aufhalten und das Beschädigte wieder herstellen lassen wollte, wurden die mit dieser Arbeit Beauftragten anstatt zu Erhaltern, zu Zerstörern, als müßten die Spanier noch heute der auf die Alhambra geschleuderte Fluch sein oder ihn wenigstens vollziehen. Die von Madrid hierher gesandten Bildhauer fanden nämlich die Wiederherstellung des Arabeskenschmucks zu schwierig und vertilgten deshalb einfach die dem Stein anvertrauten Dichtergedanken der maurischen Künstler: sie schabten die Säulenschäfte glatt! So erscheinen diese jetzt noch schlanker, als sie früher gewesen sind – jedoch, da man nicht ahnt, was sie verloren, noch immer vollkommen schön. Sie sind 10 Fuß hoch und haben nur 8 Zoll[27] im Durchmesser; deshalb machen sie fast den Eindruck, als ob sie zu zierlich, zu gebrechlich wären: aber gerade darin mag wieder das Wunderbare des Gesammtbildes liegen. Jeder Vorbau ruht auf 20 ihrer Gattung; die meisten stehen paarweise; in den Ecken treten ihrer wohl auch 3 und 4 zusammen. An jeder einzelnen liest man den Wahlspruch und die Worte: „*An lamu lahna ibn Abd-Allah*“ („Der Sohn Abd-Allahs[28] hat uns gegründet“). Der Bogengang ist mit einfachen und verglasten Ziegeln geplattet und mit Holz gedeckt. Jedes Feld ist anders, jedes ist verschieden; aber jedes ist gleich kunstvoll und steht mit dem Ganzen durchaus im Einklange. Die Uebereinstimmung der sehr reichen Verzierungen ist so groß, daß man die Unterschiede der einzelnen Felder erst heraussuchen muß, obgleich man augenblicklich gewahrt, daß man etwas Neues vor sich hat, wenn man ein neues Feld betrachtet. In den Winkeln des Säulenganges sieht man wieder jene wirklich fabelhaften Tropfsteinkuppeln, welche eben nur ein arabischer Geist sich ausdenken, eine arabische Hand zu bilden verstand. Man wandelt hier wie träumend auf und nieder; jeder Schritt bringt ein neues Bild vor das Auge, welches zuletzt wirklich ermüdet. Es ist gar nicht möglich, alle Einzelheiten zu betrachten: sie beschreiben zu wollen, würde ein immer mißlingendes Unternehmen sein. Die gröbsten Umrisse kann man vielleicht wieder geben: mehr aber gewiß nicht!

Jedes einzelne Bauwerk, welches der Löwenhof enthält oder dem Beschauer erschließt, ist ein vollendetes Kunstwerk in seiner Art. Auch der Löwenbrunnen ist es, obgleich die 12 Träger der gewaltigen Marmorschale nur entfernt dem Könige der Wildniß gleichen; denn der Koran verbietet mit dem Bibelworte: „Du sollst Dir kein Bildniß machen!“[29] eine naturgetreue Darstellung der Löwen. Die Brunnenschale schmücken arabische, des Khalifen Ruhm verherrlichende Verse längstvergessener, namenloser Dichter. Mehrere Male geht man in den Säulenhallen des Hofes auf und nieder; dann aber sucht man nach Ruhe und wendet sich einem der Räume zu, in der Hoffnung, sie dort zu finden. Vergebens! Die Ruhe der Uebersättigung erlangt man, nicht aber die Ruhe des Schauens. Denn wiederum tritt so viel Neues vor das Auge und das Neue ist so schön, daß man sich immer wieder damit beschäftigen muß. Augen und Geist finden hier Beschäftigung, nicht bloß für Stunden, sondern für Tage und Wochen.

---

[27] 1 Zoll = 2,54 cm.

[28] Muhammad III. (arab. أبو عبد الله محمد بن محمد, Abū ʿAbd Allāh Muḥammad ibn Muḥammad; 1257–1314), von 1302 bis 1309 Emir von Granada.

[29] Ex 20,4.

Wir treten zunächst in den Saal der Aben-Serragen ein. Ein gleichseitiges Viereck bildet die Grundgestalt; rechts und links schließen sich ihm gleichlange, aber schmale Zimmerchen an, welche nur durch zwei in der Mitte auf einem Säulenpaare ruhende Bogen von ihm getrennt sind. Nach oben verwandelt sich das Quadrat in einen achtstrahligen Stern. Wie aus der Mauer geboren und nur noch an die Mutter sich anlehnend, lieblich leicht, der sicheren Stütze bewußt, treten aus den Winkeln Vierecke, aus der Mitte jeder Wandseite Drei ecke hervor, um diesen Stern zu bilden; so sicher schweben sie, daß sie unten noch ein ganzes Heer von Gypsgebilden halten können; frei, kühn steigen sie auf, um die Kuppel zu tragen; doch nein, nicht eine Kuppel, sondern eine Menge von in- und nebeneinander schwebenden Kuppeln in Stern- und Kreisform, und Gypsgehänge, eingesenkte Arabeskentafeln, – ich weiß keine Worte weiter für alle die verschiedenen Gestalten dieser Tropfsteinnachbildungen – tragen sie und Alles hängt fest an- und untereinander, oder Eines schwebt in und über dem Andern. „Schweben“ ist hier der bezeichnende Ausdruck, denn der Gedanke des Schwebens spricht sich deutlich genug aus. Damit die Kuppel recht erleuchtet sei, damit Licht und Schatten hier den Reigen führen und zu der Zauberei in Stein noch die in Farben kommen könne, läuft unter der eigentlichen Wölbung noch eine Reihe von Fenstern um die Kuppel und zwischen diesen Fenstern springen Halbsäulchen aus der Mauer hervor, welche einzig und allein jenen Gedanken verkörpern sollen. Sie sind nicht bestimmt, Lasten zu tragen; denn jede Last würde sie zerdrücken; haben sie ja doch nicht mehr als zwei Zoll im Durchmesser! Aber dafür trugen und tragen sie heute noch aus längstvergangener Zeit den kühnen Gedanken des arabischen Baumeisters in unsere Tage hinüber: „Die Kunst beherrscht die Welt; sie gibt dem Stein Leben und Flügel, besiegt das Gesetz der Schwere und wird dafür zum Träger der plumpen Last.“[30] – Das Ganze läßt sich nicht beschreiben, – vielleicht kaum mit dem Pinsel wiedergeben. Man muß diesen Saal selbst gesehen haben; man muß in ihm gewesen sein, wenn der letzte Schimmer der Abendröthe durch seine Fenster fällt und jene Malerei einer Vollmondsnacht beginnt, welche ich aller Welt gern beschreiben möchte, – wenn mir Jemand die Worte dazu gäbe. Der Saal der Aben-Serragen gleicht in Wahrheit

„einem Truggesicht
der Wüste, blendend, schimmerreich!“[31]

mag man nun den Blick auf einer seiner Wandflächen haften, in der Kuppel sich verirren oder durch die Thür und den Löwenhof hinweg nach dem Saal der zwei Schwestern hinüber schweifen lassen.

An einem Theile der Wand hat man die alten Farben wieder aufgefrischt und damit dem Beschauer einen Begriff der alten Herrlichkeit und Pracht des maurischen Zimmerschmucks zu geben versucht, zu dessen Verständniß man in der That erst durch diesen Farbenreichthum gelangt. Aber auch das arabische Gedicht, dessen ich früher gedachte, lernt man verstehen: weil hier jeder Stein wirklich zum Edelsteine geworden ist. Und wenn man dann beim Scheiden noch nach dem Saale der beiden Schwestern hinüberblickt, wo 6 Bogen hinter einander stehen, von denen der entferntere immer kleiner ist, als der vorhergehende – damit auch kein Theil seiner Schönheit dem Auge entzogen werde: – trägt man sicher das schönste Mährchenbild und vollen Glauben an dasselbe mit sich hinweg; denn das Gesehene ist ja nichts Anderes, als ein von den Mauren im Abendlande zurück gelassenes, versteintes arabisches Mährchen.

Daß diesen Raum die Sage sich erkor, um zu der Dichtung in Stein noch die in Worten zu fügen, ist leicht erklärlich. Aber diesmal ist die Sage nicht so freundlich als der von ihr erwählte Ort. Sie weiß zwar von zarten Liebesworten und der Minne süßem Lohn zu erzählen, aber sie berichtet auch vom Blute, welches eben dieser Liebe wegen vergossen wurde. Ob die Sage wohl Recht hat zu behaupten, daß der Saal seinen Namen zum Gedächtniß der blutigen Rache des letzten Königs von Granada tragen soll? Ob es wohl wahr ist, daß der Emir und Wahli Ibn-Achmed, der Tapferste und Ritterlichste aller

---

[30] Brehm, „Alhambra“ in: Faust, wie S. 9, Anm. 16, № 11, Sp. 177.

[31] Zitat aus Ferdinand Freiligraths (1810–1876) Gedicht „The Arab“, 8. u. letzte Strophe, Verse 3 u. 4. in „Gedichte […]“ (Stuttgart: J. G. Cotta 1838), S. 227.

Aben-Serragen, seine Blicke zu den dunkelblauen Augen der Sultanie Soraïde[32] erhob und von diesen himmlisch schönen und so seltenen Augen begnadet wurde? Und ob es begründet sein mag, daß Beide dann unter der weltberühmten Cypresse im Garten des Generaliefe[33] Liebesschwüre tauschten, weshalb der Baum noch heute die Cypresse der Sultanin heißt? – Aber die Segries, jene Erzfeinde der Aben-Serragen, kündeten dem Könige, daß der schönste und edelste Mann Granada's das Herz der Königin und mit ihm Alles errungen habe, was er, der Herrscher, vergeblich ersehnte. Denn Soraïde liebte ihn nicht; Boabdil[34] hatte sie gegen ihren Willen zur Sultanïe erhoben und war ein wüster Schwächling, den sie verachten mußte. Ibn-Achmed aber war Fürst, wie der Sultan selber, sein Blut floß eben so rein, als das des Königs: – und alle Schönen Granada's hatten ihn längst gekrönt in ihren Herzen. Boabdil raste vor Wuth, als er die Liebesmähr erfuhr, und schwur bittere Rache. Er ließ den tapfern Mann und seinen ganzen Anhang in sein Schloß bescheiden – und im Saale der Aben-Serragen auf die erbärmlichste Weise meuchlings umbringen. Das Blut der Königin Soraïde mischte sich mit dem ihres Geliebten!

Zwar leugnen die Geschichtsforscher auch diese Sage; aber das Volk, gläubiger als sie, läßt es sich nicht nehmen, daß mehre dunkle Flecken auf den Marmorplatten im Saale, welche man noch heute den Fremden zeigt, von dem damals vergossenen Blute herrühren. Auch ich will ihnen ja gerne Glauben schenken.

Der Saal der Gerechtigkeit stößt an die hintere, schmälere Seite des Hofes. Drei Haupteingänge führen zu ihm; vor dem mittleren erhebt sich eine der beiden tempelartigen Thorhallen. Einfache oder mit Gypshängewerken verzierte Bogen scheiden ihn in 10 Abtheilungen. Die so abgegrenzten Räume sind klein; aber sie stören den Gesammteindruck nicht. Einige Theile bilden Zimmer für sich und sind auch mit eigenen, wundervollen Holzkuppeln überdacht, während in den übrigen Räumen Tropfsteindecken vorhanden sind. Die Holzkuppel des Zimmers, in welchem der Richtersitz des Königs gestanden haben soll, ist vergoldet und zeigt die ziemlich rohen Bilder von 10 Richtern in der Tracht der damaligen Zeit; zwei andere kleine Kämmerchen zu beiden Seiten begrenzen die Thronnische und sind in ähnlicher Weise verziert; man sieht im Deckengewölbe mangelhafte Darstellungen von Kämpfen maurischer Helden mit christlichen Rittern und wilden Thieren. Wenn man sein Auge der unnachahmlichen Gypsbildnerei zuwendet, übersieht man gewiß die fehlerhafte Malerei.

An diesen Raum reiht sich der Saal der beiden Schwestern an: dasjenige Gemach, welches dem gegenüberliegenden Saale der Abencerragen seinen Rang streitig machen kann. Jedenfalls ist er das würdigste Seitenstück desselben, in vieler Hinsicht übertrifft er ihn wohl noch. Er zeigt sich ganz als das Prunkgemach eines Königs, aber eines morgenländische Pracht liebenden Königs. Der Eingang zu ihm und seine Kuppel sind gleichsam sprechende Zeugnisse des Siegesjubels der Kunst nach vollkommen errungener Herrschaft über die Masse. Es hält sehr schwer und ist jedenfalls mehr oder minder einseitig, in der Alhambra von schön und schöner zu sprechen: aber die 6 hinter einander stehenden, immer kleiner werdenden Thorbogen, welche man von drüben aus übersieht, sind doch gar zu wunderbar, als daß man ein neues Aufjauchzen über alle dem Auge gebotene Pracht unterdrücken könnte. Man möchte hier alles Gesehene vergessen können, um nur der Vergleichung überhoben zu sein; denn dieses ewige Vergleichen stört die wohlige Ruhe der Betrachtung. Man fühlt, daß es hier keinen Maßstab gibt, das Schöne zu messen, und quält sich gleichwohl, einen zu suchen, um ihn anlegen zu können. Nur Eines wird beim Vergleichen deutlich: daß der in seinen Verhältnissen kleine Raum großartig werden kann, wenn, wie hier, die reichste Bildnerei gewirkt und Zierlichkeit an die Stelle des Riesenhaften gesetzt hat. Mag man die arabische Baukunst auch auffassen, wie man will, Eines muß man ihr lassen:

[32] Die Genannte, auch Soraya genannt, hieß wohl ursprüngl. Isabel de Solís und war eigentl. die Konkubine von Abu l-Hasan Ali ibn Sa'd (arab. أبو الحسن علي بن سعد, Abū l-Ḥasan ʿAlī b. Saʿd; † 1485), dem Vater Muhammads XII. (siehe hierzu S. 16, Anm. 34). Inwiefern die übrigen in diesem ‚sagenhaften' Zusammenhang Genannten (z. B. Ibn-Achmed) historisch verbürgt sind, entzieht sich leider meiner Kenntnis.

[33] Der Palacio de Generalife (arab. جنة العريف, Ğannat al-ʿArīf, „Garten des Architekten") war der Sommerpalast und Landsitz der Nasriden-Sultane von Granada.

[34] Muhammad XII. Abu Abdallah (arab. أبو عبد الله محمد الثاني عشر, Abū ʿAbdi-llāh Muḥammad aṯ-ṯānī ʿašar; ca. 1459–1518), genannt Boabdil (span. Verballhornung von Abu Abdullah), von 1482 bis 1483 und von 1485 bis 1492 Emir von Granada.

ihren, uns Nordländer förmlich verwirrenden Reichthum oder ihre Bildungsfähigkeit. Der Saal der beiden Schwestern ist nicht minder reichhaltig in seinem Schmuck, als sein Seitenstück, und doch wieder ganz anders. Die Grundgestalt des Raumes ist dieselbe hier wie dort; die Kuppel des Saales der beiden Schwestern fußt auch auf einem achtstrahligen Stern, und an den untern Theil des Gemachs reihen sich ebenfalls kleine Nebenzimmer an; und gleichwohl ist er wieder ein besonderes Stück des großen, durch und durch einhelligen Ganzen, eine neue Ausführung des geistvollen Grundgedankens. An Gedichten ist er fast überreich. Außer den oben erwähnten finden sich in ihm noch Hunderte von Sprüchen und Reimen.

Er führt seinen Namen von zwei großen, sich vollkommen gleichenden Marmorplatten des Fußbodens, welche neben dem keinem Zimmer fehlenden Springbrunnen liegen. Von seinen drei Nebengemächern ist der Saal der Lindaraja mit seinem Erker unbedingt das schönste. Der über dem Fenster des letzteren sich wölbende halb vortretende, äußerst reiche Bogen schließt die Reihe der erwähnten 6 Wölbungen, welche man vom Hofe aus sieht. Durch die von ihm gekrönten Fenster schaut man in den Garten der Lindaraja hinab, in welchem die weltberühmten Rosen der Alhambra das ganze Jahr hindurch blühen und allen Reisenden sich selbst zum werthvollen Erinnerungszeichen bieten. Diese Rosen in dem heimlichen, so recht im Herzen des Schlosses liegenden Garten sind mir als eigentliches Sinnbild der Alhambra erschienen. Denn wie wir jede einzelne Rose besonders lieben und dadurch erst ihr ganzes Geschlecht mit der Krone des Königthums unter den Blumen begaben und schmücken: so erscheint uns auch jeder einzelne Raum der Alhambra einer besonderen Bewunderung oder Liebe werth, und erst aus der Vereinigung aller Eindrücke erlangen wir das zauberhafte, unser ganzes Wesen und Sein umstrikkende und fesselnde Gesammtbild des ganzen Schlosses. Jede einzelne Rose erscheint mir wie ein lieber Mensch, und jedes einzelne Zimmer der Alhambra wie eine Rose. Deshalb finde ich es auch so schön gedacht, sich diese Blumen zum Wahrzeichen an wunderbare, reiz- und glanzvolle Stunden mit in die Heimath zu nehmen. An den Rosen der Alhambra haftet noch nach Jahren ein unaussprechlich lieblicher Duft: die ganze Dichtung des Wunderschlosses selbst. Diese Kleinode leuchten aus dem außerdem noch mit goldenen Orangen und Citronen geschmückten Garten nach dem Erker der Lindaraja herauf und bringen ihm noch neuen Schimmer und Glanz zu dem alten. Daher mag es wohl kommen, daß jeder Reisende hier wieder lange, lange fest gehalten wird. Doch ist der Saal mit seinem Erker auch ohne die blühenden Rosen unten im Garten reich an selbsteigener Schönheit. Da er lang und schmal ist, überdeckt ihn keine Kuppel, sondern nur ein Tonnengewölbe mit Tropfsteinnachgebilden; aber in diesem Gewölbe bringen 13 kleine, zugleich verschiedene Kuppeln eine außer ordentliche Mannichfaltigkeit hervor. Die kufische Schrift bildet auch hier wiederum den Rahmen zu der arabischen oder tritt selbstständig als Schmuck der Gesimse auf. Die übrigen Nebengemächer sind zierliche Schlafzimmerchen.

In der einmal begonnenen Richtung weitergehend, gelangt man, nachdem man einige dunkle Gemächer durchschritten und dem Gefängniß der wahnsinnigen Königin Juana[35] einen Blick geschenkt hat, zu dem Erker der Königin und damit zu einem neuen Theile der Alhambra; denn nunmehr hat man zu dem Blicke auf das Innere auch den nach Außen. Der Erker ist auf Befehl der Königin Isabella der Katholischen[36] verstümmelt worden, indem die arabischen Zierrathen mit Gyps überworfen und durch einfache Wandgemälde ersetzt wurden. Zu Zeiten der Mauren diente er dem Könige als Betzimmer und hat sicherlich seinem Zwecke entsprochen, wie selten ein anderer Raum. Denn wenn die Stunde des Frühgebetes den König hierherberief und er, sich nach Osten wendend, seine Augen erhob, sah er von hier aus die schimmernden Gipfel des Schneegebirges überhaucht von dem ersten Golde des Morgens, mit ihren silbernen Kuppeln gleichsam Schriftzeichen auf purpurnem Grunde bildend, welche nur die Worte: „Rüste Dich zum Gebet!“ enthalten konnten. Wenn zur Mittagszeit der Muëddihn den Glaubensspruch vom schlanken Thurme der Moschee herabrief, und er hierher zum Beten ging, mußte er

[35] Johanna I., genannt Johanna die Wahnsinnige (span. Juana I de Castilla bzw. Juana la Loca; 1479–1555), von 1504 bis 1506 Königin von Kastilien, seit 1506 Titularkönigin von Kastilien und León, seit 1516 Titularkönigin von Aragón, womit sich die spanischen Königreiche in ihrem Erbe als Personalunion vereinigten.

[36] Isabella I., genannt Isabella die Katholische (span. Isabel I de Castilla bzw. Isabel la Católica; 1451–1504), seit 1474 Königin von Kastilien und León und seit 1479 als Gattin Ferdinands II. (aragon. Ferrando II o Catolico; 1452–1516) auch Königin von Aragón.

wohl einen Blick auf die im Mittagssonnenglanze unter ihm liegende Stadt werfen, und gewiß webte sich das empfangene Bild seinem Gebete als Mahnung ein, ein gerechter Herrscher sein zu wollen über Die da unten. Und wenn er nach vollbrachtem Tagewerke ein Dankgebet mit vollem Herzen bringen konnte, woben sich ihm hier die Strahlen der untergehenden Sonne als schönste Königskrone um das Haupt; ja selbst zur Zeit des Nachtgebetes noch sah er von hier aus nach Westen hin den Himmel golden glühen. Dieser Erker war noch ein würdigerer Ort zum Beten, als er jetzt zum Ausschauen ist: doch darf es uns nicht Wunder nehmen, daß die christliche Königin den ersteren Zweck vergaß und nur des letzteren gedachte. Die Anschauung der damaligen Zeit sah selbst in den heiligsten Orten der Mauren nur Götzentempel des blinden Heidenthums und gestaltete sie sich nach Laune und Bedürfniß beliebig um. Nun war und ist das alte Betzimmer gerade ein herrlicher Platz, um Umschau zu halten: deshalb erwählte ihn Isabella vor allen andern dazu, die eroberte Stadt mit Herrschergenuß zu übersehen. Das damalige Granada, die heutige Vorstadt Albaicín, lag gerade gegenüber und bot sogar das Innere seiner weißen Häuser zur Schau; aber der Blick konnte auch die ganze herrliche und zur Maurenzeit noch weit köstlichere Fruchtebene erfassen und in einem Umsehn von deren fernen farbenreichen, blauüberdufteten Grenzgebirgen zu den höchsten Zinnen der Halbinsel schweifen. Das war und ist wohl ein Ort, wie sich ihn eine Königin wählen mag, ihr Auge zu ergötzen.

Ein einfach gehaltener Gang führt von hier aus nach dem Saale der Gesandten, dem größten und höchsten Raume des Schlosses. Eine Holzkuppel überdeckt ihn. Sie ist sehr schön, steht jedoch den Tropfsteingehängen der übrigen Kuppeln nach. Der Saal ist überhaupt weniger zierlich, als die übrigen Räume, dafür aber großartiger, ächt königlich und ganz geeignet, dem eintretenden Botschafter fremder Herrscher einen hohen Begriff von der Macht und dem Reichthum des ihn empfangenden Königs zu geben. Er wird durch 9 große und eben so viele kleine Fenster erleuchtet, von denen sich je 3 auf jeder Seite befinden. Die letzteren laufen unter dem oberen Sims dahin; die ersteren stehen in besonderen, wundervollen Nischen; je das mittelste einer Reihe ist ein durch eine schwache Marmorsäule geschiedenes Doppelfenster, und die Nische über ihm stets mit einer Holzkuppel bedeckt, während die der anderen nur eine einfache Holzdecke trägt. Ueber jedem größeren Fenster sind noch zwei kleinere oder vielmehr nur Gypsplatten mit verschiedenartigen gerad- und kreislinigen Einschnitten angebracht, durch welche Oberlicht in den Saal fällt. Auch die Wandverzierungen entsprechen dem allgemeinen Gepräge dieser Halle. Sie zeigen sich nur in den Nischen in der ganzen Lieblichkeit der Alhambra; sonst sind sie ernst und ruhig, ja fast streng. Um die Thor- und Fensterbogen, um das Hauptgesims, und mit kufischer Schrift abwechselnd auch um das mittlere, läuft der bekannte Wahlspruch, während man in kleinen Kreisen und Ellipsen die Worte liest: „Der Sultan Abu el Hadjadj[37] hat mich erbaut; möge Gott für ihn siegen!“

Man muß sich in dem Saal der Gesandten einen seiner längst vergangenen Tage vergegenwärtigen. Der Fürst und Herr aller Gläubigen, der Sultan und Herrscher der königlichen Stadt Granada, saß hier auf seinem Throne, umgeben von den Großwürdenträgern seines Reiches. Seine Unterthanen, Fürsten, Kriegsoberste, Richter und Koranverständige umstanden ihn im reichen und prächtigen, von Perlen und Edelsteinen glänzenden Waffenschmuck; schwarze und weiße Diener bewegten sich zwischen der Menge oder harrten im Vorgemach des christlichen Botschafters, welcher im einfachen, mit dem Kreuz gezierten Eisengewande hereintrat, um Krieg oder Frieden zu bringen. Es galt ihm gegenüber Pracht und Glanz zu entfalten; und sicherlich geschah dies auch in so vollem Maße, daß folgende Inschrift des Saales nicht allzukühn erscheinen mochte:

„Nachkomme der Könige, Deiner Höhe vergleichen
Sich selber die Sterne nicht in den himmlischen Reichen.
Dies Schloß, welches, o Herrscher, Du hier Dir erbauet,
Macht stumm des Tadelnden Mund, Deine Feinde schweigen.
Es ist ein redendes Sinnbild Deiner nie endenden Macht, -
Von Deinem unsterblichen Ruhme das Ehrenzeichen! –

[37] Yusuf I., (arab. أبو الحجاج المؤيد بالله يوسف بن إسماعيل, Abū l-Ḥaǧǧāǧ al-Mu’ayyad bi-Llāh Yūsuf bin Ismāʿīl; 1318–1354), seit 1333 Emir von Granada.

Du hast des Propheten Gesetze geehrt und erleuchtet,
Allen Gläubigen willst Du Gnade und Huld bezeigen:
So bist Du des Glaubens Leuchte, der Gerechtigkeit Stütze,
Der Feinde Entsetzen – mögen vor Dir sie erbleichen!
Erhalte Dir Gott, unser Herr, Deinen Ruhm, Deine Milde,
Und möge sein Segen von Deinem Hause nie weichen!“

Durch eine reich geschmückte, wahrhaft pomphafte Eingangshalle und den Saal der Comares hindurch schreitend, gelangt man wieder in den Mirtenhof und hat damit seinen Rundgang beendet. Die übrigen Zimmer, wie die Bäder, ein in eine Kapelle umgewandelter und dadurch verbauter Saal, und andere Räume sind unbedeutend im Vergleich zu den bereits durchwanderten Sälen und Hallen.

Aber im Uebrigen bietet die Veste und ihre nächste Umgebung dem Besucher noch reichen Stoff für Tage und Wochen. Innerhalb ihrer Ringmauern gibt es gegenwärtig eine Menge von bewohnten Gebäuden, Gasthäuser, Schenken, Kramladen, ja selbst Gefängnisse etc. doch sie sind es nicht, welche uns noch beschäftigen. Außerhalb des herrlichen Schlosses sind zwei Gebäude der Veste besonders merkwürdig, das eine wegen seines großartigen Baustyls, das andere wegen seiner Geschichte, welche heute noch wie ein geöffnetes Buch vor die Seele tritt, wenn man das platte Dach des Baues betritt: ich meine das „Thor der Gerechtigkeit“ und den „Thurm der Wacht“.

Ersteres bildete den Haupteingang zur Burg und war deshalb zugleich als festes Bollwerk nach außen gerichtet. Zwei Hufeisenbogen überwölben den Eingangsraum: sie sind einfach in ihrer Pracht, prächtig in ihrer Einfachheit. In dem Schlußsteine des äußeren Bogens sieht man eine Menschenhand, in dem des inneren einen Schlüssel eingemeißelt: beide Sinnbilder sind noch immer dunkel geblieben. Am äußeren Bogen liest man in großer arabischer Schrift die Worte:

„Gelobt sei der Herr, der Allerbarmende und Alleinige;
Gelobt sei sein Prophet. Allah allein ist der Sieger!“[38]

über der Schrifttafel des inneren, welche unleserlich geworden ist, steht steif und verlassen ein Muttergottesbild. Der Name dieses Eingangsthores klingt hell und freundlich aus alter Zeit zu uns herüber. Hier wurde vom Kadi[39] oder vom Könige selbst wirklich und wahrhaftig Recht gesprochen am Freitage vor allem Volk, nach erzväterlichem Gebrauch des Morgenlandes; – und wenn auch hier leider Blut vergossen worden ist: es sind nur Tropfen gewesen gegen die Ströme, welche die späteren Beherrscher der Veste „von Rechtswegen“ oder zur „Ehre des Alleinigen“ vergossen haben! Deshalb klingt dem ehrlichen Spanier der Name dieses Thores heute noch wie Hohn auf sein Volk und seine Zeit.

Der Wachtthurm liegt auf der Westseite der Veste, gerade über dem heutigen Granada. Der Besucher, welcher sein flaches Dach betritt, steht auf derselben Stelle, von welcher am 2. Januar 1492 der Graf von Tendilla[40] das erste spanische Banner aufpflanzte und der Kardinal Mendoza[41] mit lauter Stimme herniederrief:

„*Granada, Granada, por los inclitos reyes de Castilla!*“[42]

[38] Die sog. Hamdala (arab. حمدلة, ḥamdala), die arabische Formel „al-Ḥamdu li-Llāh“ („الحمد لله / Lob sei Allah“), ergänzt mit zweien der bedeutendsten der insgesamt 99 Namen Allahs, nämlich „Allerbarmer“ (arab. الرَحمان, ar-Raḥmān, „der Erbarmer“) und „Alleiniger“ (arab. الأحد, al-Aḥad, „der Einzige“), sowie mit einem Prophetenlob und der Wappendevise der nasridischen Dynastie (siehe hierzu S. 12, Anm. 22).

[39] Arab. القاضي, al-qāḍī, „der Entscheider, der Richter“; Richter in islam. Staaten.

[40] Der spätere Vogt (alcalde) der Alhambra Íñigo López de Mendoza y Quiñones, Marqués de Mondéjar y Conde de Tendilla (ca. 1442–1515).

[41] Der span. Staatsmann Pedro González de Mendoza (1428–1495), am 7. Mai 1473 zum Kardinal erhoben; er erhielt den Ehrentitel „El gran cardenal de España“.

[42] Span., „Granada, Granada, für die ruhmreichen Könige von Kastilien!“

wie eine in der Mauer eingefügte Gedenktafel erzählt. Ueber ihr hängt eine Glocke, welche bloß am Jahrestage dieses hochwichtigen Ereignisses ihren ehernen Mund aufthut, während der übrigen Zeit des Jahres aber nur des Nachts in Zwischenräumen von höchstens drei Minuten den Klang einer bestimmten Anzahl von Schlägen über die Fruchtebene entsendet, um dort die Bewässerung zu regeln. Diese Glocke, das Wasser und die Nachtigall im Verein muß man hören: da steigen tausend Bilder vor dem geistigen Auge auf! – Von dem platten Dache des Wachtthurmes genießt man eine entzückende Aussicht über Granada und seine Ebene, zumal zur Zeit des Sonnenuntergangs, wenn die östlichen Gebirge sich in ihren rosigen Schimmer kleiden: – doch, wo käme ich hin, wollte ich mich hierbei aufhalten. Ich darf ja nur Namen nennen, wo ich beschreiben möchte! Noch gar Vieles hätte ich zu berichten von den übrigen Gebäuden und Plätzen der Alhambra, von den Thürmen, Mauern, Plätzen, unterirdischen Wasserbehältern und anderen Sehenswürdigkeiten, kurz von Allem, was aus der alten Maurenzeit herüber zu uns spricht: aber ich muß und will mich beschränken.

Doch von Einem kann ich nicht schweigen: von dem köstlichen Garten, „*Djenne el ârife*[43]“ – liebliches Paradies nannten ihn die Mauren, und ein liebliches Paradies ist er; hundert Sagen reden von ihm, und hundert Mährchenbilder werden in der Seele Dessen wach, welcher in ihm wandelt. Gegen Abend muß man in ihm weilen, kurz vor Sonnenniedergang von ihm aus auf Granada niederschauen. Da begreift man, daß dieser Ort das stille Heiligthum glühender Herzensliebe sein konnte, ja sein mußte; da werden alle die Mährchensagen zur vollgültigen glaubwürdigen Wahrheit. Wenn die Sonne niedergeht und ihre goldenen Strahlen in das Blattgrün der Frucht ebene einwebt; wenn die Stadt unten erglüht und noch einmal aufjauchzt im Sonnenlicht; wenn die Lichtmalerei auf den Bergen rundum traumartig-feenhafte Bilder wachruft; wenn unten sich der Nebel auf Thal und Ferne legt, während über dem westlichen Ringgebirge, auf den Zinnen der in der Vogelschau vor den Blicken liegenden Alhambra, und in dem Paradiesesgarten noch paradiesisches Leuchten schimmert; wenn endlich die Nachtigall anhebt zu sehen, zu bitten, zu erzählen, zu jauchzen, zu jubeln: da zieht nur ein Gefühl durch die Seele, bewältigt alle andern Gedanken und herrscht gewaltig: es ist das Gefühl einer unendlichen Liebe, ohne daß man zu ergründen vermöchte, welchem Gegenstande sie gilt. Und wenn dann der letzte Schimmer hier oben erbleicht und die Nachtigall gleichwohl noch immer fortfährt in ihren Beschwörungen: da beginnt in den dunklen Cypressengängen, in allen Winkeln und Grotten, in den schäumenden und brausenden Wassern und in den noch im Dunkel marmorweiß schimmernden Säulenhallen ein geisterhaftes Wehen und Rauschen, und Sage und Dichtung gewinnen Gestalt und Leben. Aus der stillen Tiefe herauf aber klingen einzelne Laute der Guitarre oder ertönt ein ferner Gesang, bis von dem Thurme des Domes herab eine Glocke zu sprechen anfängt und bald alle übrigen mit einstimmen zu dem einen Klang: *Ave Maria!* – – –

B.[44]

[43] Siehe hierzu S. 16, Anm. 33!

[44] Das „B.“ steht für den durch sein „Tierleben“ berühmt gewordenen Alfred Edmund Brehm (1829–1884), der aber zuerst als Reiseschriftsteller reüssierte.



DIE ALHAMBRA

Aus d.Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Einundzwanzigster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1860. 184 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 37-42.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Elfter Band. Dritte Folge, erster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 164 S. 8°. S. 129-138.

Japan.

Japan, das schöne Reich des Sonnenaufganges, – denn das ist die Bedeutung des Wortes Nipon[45], – mit seinen 3511 Inseln, hat seit nun fünf Jahren den Nordamerikanern und Europäern seine Thore eröffnet. Lange waren sie verschlossen, nur an einem Außenwinkel, ganz im Süden, gestattete die nicht ohne Grund mißtrauische Politik des Kaisers, welcher in Jeddo[46] thront, den Holländern einen sehr beschränkten Verkehr[47], und auch die Chinesen durften alljährlich nur mit einer genau bestimmten Anzahl von Handelsschiffen japanische Häfen besuchen. Japan wollte und konnte sich selbst genügen, blieb freiwillig abgeschlossen von der Außenwelt, wurde in keine Kriege mit derselben verwickelt und erfreute sich eines in vieler Beziehung sehr beneidenswerthen Wohlstandes.

Aber dem Umschwunge gegenüber, welchen der Weltverkehr in unseren Tagen durch den Dampf und die Telegraphen erfahren hat, konnte die Vereinzelung und Absperrung Japans nicht ferner behauptet werden, und sie hatten auch unter ganz veränderten Verhältnissen ihre Berechtigung verloren. Als nun die kühnen Seefahrer aus dem Abendland erschienen und an die Pforten Japans pochten, wurden diese aufgethan; hätte man sie nicht mehr oder weniger gutwillig geöffnet, so würden sie gesprengt worden sein. Wer würde noch vor wenigen Jahren geglaubt haben, daß eine aus Prinzen bestehende Gesandtschaft des japanischen Kaisers Nordamerika und Europa[48] besuchen würde! Eben jetzt rüstet sie sich, um auf der Powhatan, einem Kriegsdampfer der Vereinigten Staaten, sich einzuschiffen, der sie nach der Westküste Nordamerika's bringen soll, von wo sie die Vereinigte Staaten-Regierung feierlich einholen und nach Washington geleiten wird, wo sie im März dieses Jahres ein treffen soll.

Die Japaner bilden eines der interessantesten und gebildetsten Völker der Erde. Sie gehören jener Menschengruppe an, welche man unter der Gesammtbezeichnung der mongolischen Raçe zusammenfaßt. Diese begreift den dritten Theil des Menschengeschlechts, sie lagert sich mit ihren etwa vierhundert Millionen Seelen über den größten Theil des Nordens von Asien hin und nimmt auch den ganzen Osten und Südosten dieses größten aller Erdtheile ein. Sibirien und China, Siam[49] und Birma[50], Tonkin, Kambodscha und Annam[51], die weite Mongolei, die Mandschurei und Japan, alle diese ungeheuren Länder-

[45] Nippon bzw. Nihon (jap. 日本); da sich der Landesname sich aus den Zeichen 日 (ni, „Tag, Sonne") und 本 (hon, „Ursprung, Wurzel, Beginn") zusammensetzt, wird Japan auch als „Land der aufgehenden Sonne" bezeichnet.

[46] Veraltet für Tokio (jap. 東京, Tōkyō).

[47] Seit 1641.

[48] Die erste jap. Gesandtschaft in die Vereinigten Staaten (jap. 万延元年遣米使節, Manengannen-kenbei shisetsu) verließ Japan am 19. Januar 1860 und kehrte am 8. November zurück, nachdem sie San Francisco, Washington, D.C. und New York besucht hatte. Erst 1862 sollte mit der sog. Takenouchi-Mission (jap. 文久遣欧使節, Bunkyū ken-Ō shisetsu) eine jap. Gesandtschaft Europa aufsuchen.

[49] Das heutige Thailand (thail. ประเทศไทย, bprà-tâyt tai).

[50] Birma (birm. ဗမာ, Bama), heute Myanmar (birm. မြန်မာ, Myăma).

[51] Annam bzw. Trung Kỳ; histor. Bezeichnung für eine Region in Südostasien, die sich über den zentralen Teil des heutigen Việt Nam erstreckt.

strecken vom Polarmeere bis weit über den Wendekreis hinaus, beherbergen Menschen, deren Körpergestaltung und Gesichtsform sie als Angehörige einer großen und eigenartigen Menschengruppe erscheinen läßt. Allerdings finden wir innerhalb dieser Raçe viele Abstufungen im Ausdrucke des Antlitzes, in der mehr oder weniger dunkel gefärbten Haut, die vom lichten Weizengelb bis in's Bräunliche und Kupferröthliche spielt; das Auge ist mehr oder weniger schräg geschlitzt, auch ist die geistige Anlage und die seelische Begabung bei den vielen Gruppen der zahlreichen Familien sehr verschieden. Es verhält sich mit den Völkern der mongolischen Welt ähnlich wie mit jenen unserer sogenannten kaukasischen Raçe, deren einzelne Gruppen, zum Beispiel Germanen, Romanen und Slawen, einen ganz verschiedenen Gang geschichtlicher Entwickelung genommen haben. Diese ist aber viel weniger durch geographische Verhältnisse bedingt worden, als durch die angeborene und urthümliche Anlage und Begabung, welche so wesentlich auf den Nationalcharakter einwirkt.

So verhält es sich auch in Asien. Wie verschieden vom Mongolen der Steppe ist sein Stammverwandter, der Chinese! Jener lebt noch heute als Nomade in der Wüste, ist ein Viehzüchter auf den Grasebenen, dieser hat seit Jahrtausenden ein geordnetes Staatswesen und mannichfach gegliederte bürgerliche Verhältnisse. Ein solches finden wir auch in dem alten Kulturreiche Japan, aber es weicht sehr wesentlich von der chinesischen Staatsordnung ab, und ist viel mannichfaltiger und lebendiger, wie denn auch das Inselreich von Natur ungleich vielseitiger gegliedert ist, als die kontinentale, einförmige Masse des chinesischen Landes.

Man hat Japan wohl als das asiatische Großbritannien bezeichnet, und in einigen Beziehungen kann man diesen Vergleich gelten lassen. Das japanische Volksleben ist wie verknöchert, Land und Volk sind unter allen asiatischen am wenigsten orientalisch; auch darf man die Herrschaft des Kaisers von Jeddo nicht als eine despotische bezeichnen, und die japanische Gesellschaft ist keineswegs öde und einförmig, wie in andern asiatischen Staaten, in denen lediglich der Wille eines Einzelnen gilt. Japan hat eine einflußreiche politische Aristokratie der Geburt, welche den Chinesen fehlt; diese haben dagegen die Bureaukratie bis auf das äußerst Mögliche hinauf geschraubt. Das Volk in Japan erfreut sich gesetzlich festgestellter Rechte, wie denn überhaupt im Lande die Herrschaft des Gesetzes gilt, und nicht jene der Willkür. Schon aus diesem Grunde müssen wir dem Reiche Japan einen gebührenden Platz unter den civilisirten Staaten anweisen. Nicht bloß in materieller Entwickelung sehen wir die Japaner auf einer sehr hohen Stufe, sie gehören nicht bloß zu den besten Ackerbauern, Gärtnern und Gewerbsleuten in der Welt, sondern nehmen auch in Bezug auf geistige Ausbildung einen hervorragenden Rang ein. Ihre Literatur ist reich und mannichfaltig, sie zeigen einen sehr feinen und ausgebildeten Sinn für die schönen Künste, sie sind regsam, erfinderisch, tapfer als Krieger zu Lande und unerschrocken auf der See, ihr Familien und Gesellschaftsleben bietet mannichfache Uebereinstimmung mit unseren europäischen Verhältnissen.

Griechen und Römer waren ohne Kunde von diesem fernen Lande; erst im späten Mittelalter drangen einige Angaben über dasselbe durch den venetianischen Reisenden Marco Polo[52] nach Europa. Als in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Portugiesen und mit ihnen die Jesuiten nach Japan kamen, waren sie in hohem Grade betroffen über die Vortrefflichkeit von Regierung und Volk in jenem östlichen Inselreiche. Der heilige Xaverius[53] nannte die Japaner in einem Briefe an Ignaz Loyola[54] „sein Entzücken und seine Herzensfreude.“[55] Als die Europäer erschienen, wurden sie gastlich empfangen und willkommen geheißen, das ganze Land stand ihnen offen und sie durften in jedem beliebigen Hafen Handel treiben. Noch mehr, es war ihnen nicht verwehrt, Grundeigenthum zu erwerben, Häuser zu bauen

[52] Marco Polo (ca. 1254–1324).

[53] Francisco de Xavier (eigentl. Francisco de Jaso y Azpilicueta; 1506–1552), Gründer der Jesuitenmission in Ostasien; er wurde am 12. März 1622 heiliggesprochen.

[54] Ignatius von Loyola (span. Íñigo López de Loyola; 1491–1556), der Gründer des Jesuitenordens (Societas Jesu; SJ).

[55] Zitat aus dem Artikel „Die Frauen in Japan. Von Karl Andree [(1818–1875)]. An Frau Baronin Sophie v. ***“ in D.“ in der Zeitschrift: „Oesterreichisches Morgenblatt für Kunst, Wissenschaft, Literatur und geselliges Leben“ (Prag: A. Henn), Nr. 19. 1858. Dienstag den 23. März; Nr. 20. 1858. Mittwoch den 24. März; Nr. 21. 1858. Donnerstag den 25. März; Nr. 23. 1858. Sonntag den 28. März, jeweils o. Sz.; hier bes. Nr. 19. 1858. Dienstag den 23. März.

und ihre Religion nicht nur frei auszuüben, sondern dieselbe nach Belieben unter den Eingeborenen zu predigen und zu verbreiten. Die japanischen Kaiser zeigten sich duldsam und aufgeklärt, während Europa von Religionskriegen zerfleischt wurde und Herzog Alba[56] in den Niederlanden wüthete. Japan befolgte eine freisinnige Handelspolitik, als Europa nur Monopole und Privilegien und Ausschließungen kannte. Die Lehre der Christen gewann schnell viele Bekenner, deren Zahl nach einigen Jahrzehnten schon auf einige Millionen angewachsen war. Der Kaiser hatte erklärt: „Es kommt mir nicht darauf an, ob eine Religion mehr im Lande verkündigt wird, da deren ja schon 32 vorhanden sind.“[57] Aber die christlichen Mönche wurden bald übermüthig, ihre Anhänger bildeten eine politische Partei, und die Jesuiten strebten danach, die Krone auf das Haupt eines ihnen ergebenen Prinzen zu setzen. Der Kaiser erfuhr von den Uebergriffen und Gewaltthätigkeiten, welche die Spanier und Portugiesen sich in andern Ländern Asiens und in Amerika zu Schulden kommen ließen; er sah in den europäischen Priestern nur noch Aufwiegler und wurde in dieser Ansicht von den protestantischen Engländern und Holländern bestärkt. Endlich brach ein Verfolgungskampf gegen die Christen aus, der zu einem Vernichtungskriege wurde. Nach entsetzlichen Grausamkeiten wurden die Christen völlig ausgerottet[58].

Es muß aber wohl beachtet werden, daß diese Verfolgung nicht etwa ein Ausfluß religiöser Unduldsamkeit war, sondern daß sie einer politischen Partei galt, welche der Herrscher für staatsgefährlich hielt. Die Fremden waren Ruhestörer und deshalb wurde beschlossen, sie alle von dem Inselreiche fern zu halten, mit alleiniger Ausnahme der Holländer, welche für ungefährlich galten, weil sie sich nicht um die inneren Angelegenheiten des Reiches bekümmerten, sondern nur Handel trieben. Ihr Gouverneur schrieb an die Regierung: „Wenn Seine Majestät den Entschluß gefaßt haben sollten, keine Christen mehr in Ihr Land einzulassen, um dort Handel zu treiben, so werden wir uns danach einrichten, sobald wir es wissen; wir sind bereit zu gehen und zu kommen.“[59] Sie durften bleiben. Nichts desto weniger wurden sie mit großem Mißtrauen überwacht und ihr Handel allmählig mehr und mehr eingeschränkt. Anfangs konnten alljährlich zehn mit Waaren beladene Schiffe nach Firando[60] kommen, um zu handeln; später wurde dieser Hafen ihnen verschlossen und man beschränkte sie auf die kleine Insel Dezima[61] bei Nagasaki, wohin sie jährlich nur zwei Schiffe senden durften. Die japanische Regierung steigerte allmählig die Einfuhrzölle, überwachte den Verkehr ängstlich und unterwarf die Holländer manchen lästigen Förmlichkeiten.

Nachdem der Kaiser sein Hausrecht geübt und gefährliche Gäste entfernt hatte, war Japan auf sich selbst angewiesen und von der übrigen Welt so gut wie abgeschlossen, denn auch die Chinesen durften, wie schon bemerkt, jährlich nur eine bestimmte Anzahl von Schiffen schicken. Nun hätte man meinen können, daß durch eine solche Absperrung von der Außenwelt die japanischen Zustände ver-

---

[56] Der span. Feldherr Don Fernando Álvarez de Toledo y Pimentel, III Duque de Alba (1507–1582), von 1567 bis 1573 Statthalter der span. Niederlande. Er bekämpfte den niederl. Aufstand zwar mit äußerster Härte, doch wurden ihm im Rahmen der prot. antispan. Propaganda Verbrechen unterstellt, für die er nach heutiger Kenntnis nur äußerst bedingt (wenn überhaupt) verantwortlich zu machen ist, wie z. B. die Plünderung Antwerpens Anfang November 1576 (niederl. Spaanse Furie), die ohne Einwilligung oder Befehl Albas eigenständig von den Söldnern durchgeführt wurde, um damit ausstehende Soldzahlungen zu erzwingen.

[57] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[58] Die Verfolgung kath. Christen begann im Jahre 1597 zunächst mit Gruppenhinrichtungen und fand ihren abschließenden Höhepunkt in der Niederschlagung der Shimabara-Rebellion (jap. 島原の乱, Shimabara no ran), eines Aufstands zumeist christl. Bauern im Jahre 1637/38; von den ca. 37.000 Aufständischen überlebte keiner das obrigkeitliche Vorgehen, und erst im Jahre 1873 wurde das Christentum in Japan wieder als Religion zugelassen. Der teilweise nicht wenig überraschende Sinneswandel der mächtigsten Territorialfürsten hinsichtlich der kath. Ausprägung des Christentums war übrigens nahezu ausschließlich auf die Intervention der calvinistischen Niederländer zurückzuführen, die es verstanden hatten, äußerst erfolgreich die Angst vor einer Kolonialisierung durch die Spanier und Portugiesen zu schüren, die allerdings niemals ernsthaft zur Debatte stand. Auf diese Weise schlugen die Niederländer zwei Fliegen mit einer Klappe: Zum einen versetzten sie der kath. Missionstätigkeit in Asien einen schweren Schlag, und zum anderen schalteten sie ihre Hauptkonkurrenten im Asienhandel aus, der von nun an bis weit ins 19. Jhd. ihre alleinige Domäne bleiben sollte.

[59] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[60] Hirado (jap. 平戸市, Hirado-shi) bei Nagasaki (jap. 長崎).

[61] Dejima (jap. 出島, in etwa „Vorinsel“); die Insel gehört zur Stadt Nagasaki (s. o.).

sumpft oder verknöchert wären, aber gerade das Gegentheil ist der Fall gewesen. Unter dem Schutze eines zweihundertjährigen Friedens schwang die Kultur des in seiner ganzen Anlage tüchtigen Volkes sich zu einer solchen Höhe empor, daß dasselbe als das gebildetste Asiens da steht. Es verschaffte sich durch die Entwickelung des eigenen Kunstfleißes den größten Theil der Bedürfnisse, welche es früher von anderen Völkern erhalten hatte, und machte in der Industrie großartige Fortschritte; die Roherzeugnisse stiegen an Werth, Landbau und Gewerbe blühten empor, der Anbau von Baumwolle, Zucker, Seide und Färbestoffen nahm zu, der Wohlstand ist bis heute unablässig gewachsen. Japan bildete eine Welt für sich allein.

Und wie haben nun die zahlreichen Europäer und Nordamerikaner, welche während der letztverflossenen Jahre dieses schöne und fruchtbare Inselreich besuchten, die Zustände Japans gefunden? Alles, was sie sahen, überraschte sie und flößte ihnen Achtung ein; sie fließen über vom Lob des Landes und Volkes, so sehr übertrieben, daß es uns mit zu glänzenden Farben aufgetragen erscheint. Gewiß ist, daß die Japaner keine Barbaren sind, sondern ein hochgebildetes, für allen Fortschritt empfängliches Volk; die Engländer erklären, daß man sie nicht anders denn als „Gentlemen“ bezeichnen könne. Alle Beobachter stimmen dahin überein, dieses Volk sei voll Erfindungstalent von Mark und Kraft, geistig reich begabt, gewerbsam, fleißig, voll Geschmack und mit einem hohen Sinne für Zierlichkeit ausgestattet, ausdauernd, duldsam, wißbegierig, scharfsinnig, erfüllt mit Achtung vor Wissenschaft und Kunst. Aber der Japaner ist auch stolz, ehrgeizig, rachsüchtig; im Verkehr findet man ihn rechtschaffen, er beobachtet den Anstand mit großer Förmlichkeit; er ist ungemein sauber, und bei dem allgemeinen Wohlstand ist die Zahl der Bettler gering. Jedermann lernt lesen und schreiben.

Wir haben besonders hervorzuheben, daß unter allen Asiaten nur allein die Japaner eine Gesellschaft im europäischen Sinne kennen. Nur bei ihnen hat die Frau eine nicht unwürdige Stellung; sie ist nicht Dienerin des Mannes, sondern dessen Hausfrau, Gattin und Lebensgefährtin, und wird mit Achtung behandelt. Japan kennt ein Familienleben, und auf die Erziehung der Töchter wird Sorgfalt verwandt. Allerdings haben manche reiche Leute mehr als eine Frau, aber die erste Frau ist Herrin des Hauswesens und die Einweiberei überwiegt bei weitem die Polygamie. In China gilt das Weib für gar Nichts, das Gesetz nimmt keine Kunde von ihm, außer um drückende Verfügungen einzuschärfen. Der Ehemann darf seine Frau schlagen, kann sie Hungers sterben lassen, verkaufen oder auf eine ihm beliebige Zeit vermiethen; die Knechtschaft der chinesischen Frau ist im Hause und im öffentlichen Leben gleichsam dreifach besiegelt. Aber in Japan erweist man ihr Ehrerbietung, sie hat eine gewichtige Stimme in allen Angelegenheiten des Hausstandes abzugeben und die freie Bewegung bleibt ihr unverkümmert. Sie ist nicht von der Gesellschaft ausgeschlossen, sondern bildet einen wesentlichen Bestandtheil derselben. Die Japanerin hat nicht selten feine Formen, sie zeigt große Lebhaftigkeit, ohne den Anstand zu verletzen, tritt sicher auf und ihr liebenswürdiges Temperament wird allgemein gerühmt. Freilich ist es ein in den Augen des Europäers häßlicher Brauch, daß die Japanerin, sobald sie sich verheirathet hat, die Zähne schwarz färbt; auch ist sie nach unsern Begriffen zu klein, um uns schön zu erscheinen; das starke Einbinden vermittelst breiter Gürtel wirkt nachtheilig auf das Ebenmaß des Wuchses und gibt den Füßen eine Haltung nach einwärts; die Japanerin hat deshalb keinen hübschen Gang. Aber das Mädchen prangt in frischer Farbe, und der Teint ist durchschnittlich nicht eben viel dunkler wie bei den Südeuropäerinnen.

Auch führen die Japanerinnen ein geselliges Leben. Der Mann hindert die Hausfrau und seine Töchter nicht, den Freundinnen Besuche zu machen; sie gehen spazieren, denn man verkrüppelt ihnen die Füße nicht, wie in China, und lassen sich von einer Dienerin begleiten oder in einer Sänfte tragen. Betrachten wir uns eine Dame der mittleren oder höheren Stände in einer Theegesellschaft[62]. Nachdem sie eingetreten ist, reicht man ihr die Tabakspfeife, denn auch die Damen rauchen; es gehört zum guten Ton, daß die Frau vom Hause der Freundin, welche zum Besuche kommt, die gestopfte Pfeife anrauche und mit verbindlichen Worten überreiche. Dann wird der Thee gegeben, welchen die Japanerin sehr sorgfältig bereitet. Sie nimmt die feinsten Blätter von der ersten Pflückung, die Frühlingsknospen des Strauches, läßt diese trocknen und zu Pulver zerreiben[63]. Von diesem reicht ein Löffel voll für eine

---

[62] Die berühmte Teezeremonie (jap. 茶道, sadō).

[63] Matcha (jap. 抹茶), gemahlener Tee.

Kanne aus. Man gießt siedendes Wasser auf und schlägt die Mischung mit einem mehrfach gespaltenen Bambusstäbchen[64], bis Schaum an der Oberfläche erscheint. Das Getränk hat dann einen köstlichen Duft, ist aber sehr erhitzend. Man hält viel auf alterthümliches Geschirr, Rococcotassen und Töpfe; man macht mit schweren silbernen Löffeln Staat, gerade wie bei uns; die kleinen Servietten sind von Seide. An der Wand des Zimmers hängt das Gemälde eines Kranichs, denn dieser Vogel ist ein Sinnbild des Glückes; und eben so wenig fehlt das Porträt des Zauberers Darmi[65], denn er ist Schutzherr der Theebereitung. In den Theegesellschaften haben auch Herren Zutritt, sie rauchen und trinken Sakki[66], japanisches Reisbier, das warm genossen wird. Es ist eine Eigenthümlichkeit des Volkes, daß es eine Abneigung gegen kalte Getränke hat. Den jüngeren Damen liegt es ob, die Anwesenden zu erheitern, sie spielen die Zither und singen dazu. Bei festlichen Zusammenkünften herrscht große Fröhlichkeit, und Liebhabertheater fehlen nicht. Namentlich in der Winterzeit drängt eine Gesellschaft die andere, aber Karten spielt man nicht. Pfänderspiele dagegen sind beliebt. Handschuhe kennt die Japanerin nicht; des Fächers weiß sie sich mit großer Gewandtheit zu bedienen, trotz der ungraziösen schweren Schuhe, mit welchen sie am Boden hinschleift; im Hause vertauscht sie diese unbequeme Fußbekleidung mit leichten, zierlich geflochtenen Strohpantoffeln. Leider legt die Japanerin weiße Schminke auf Brust und Hals und die Lippen werden roth gefärbt. Mit Ohrringen, Spangen, Armbändern und Fingerreifen befaßt sie sich nicht, aber auf den Kopfputz verwendet sie große Sorgfalt. Die Zimmer sind einfach, in ihnen darf Nichts überladen sein; man hält auf geschmackvolle Matten und Fußteppiche, auf eine ansprechende Verzierung der Decke und des Getäfels, und das ganze Haus macht einen saubern, behaglichen Eindruck.

Ueber Jeddo, die kaiserliche Residenz, entnehmen wir dem Briefe eines Engländers, welcher Lord Elgin[67] dahin begleitete, im Auszug Folgendes: „Die prächtige Lage der Stadt und ihr stattliches Aeußere konnten wir nicht weniger bewundern, als die allenthalben musterhafte Ordnung im Innern, die trefflich gehandhabte Polizei. Die ungeheure Volksmasse, welche in den Straßen dieses zweiten London wogte, war durchgängig sauber und von Wohlstand zeugend; nirgends fanden wir Spuren von Armuth oder Verfallensein. Amtswohnungen und Tempel zeichnen sich durch gefällige Bauart aus, die viele Meilen langen Hafenbauten durch Solidität und Zweckmäßigkeit. Wir mußten uns mit Beschämung sagen, daß bei den Japanern die Batterien und das Geschütz besser gehalten waren, als jene zu Malta und Portsmouth noch vor wenigen Jahren. Häufig begegneten uns Edelleute mit ihrem Gefolge, und auch dabei trug Alles das Gepräge des höchsten Anstandes. In den kaiserlichen Kommissären fanden wir lauter sehr unterrichtete Männer; wir sahen, daß sie beflissen waren, alle kaiserlichen Befehle genau zu vollziehen, und doch in jeder Beziehung sich höflich, gerecht und verständig zu benehmen. Im Bazar[68] zu Nagasaki sahen wir die mannichfaltigsten Fabrikate, namentlich lackirte und Porzellangegenstände von solcher Schönheit und Vollkommenheit ausgestellt, wie sie in Europa nicht erreicht werden. Alle diese Artikel, sowie Glas, Kanonen und Dampfmaschinen läßt der Feudalfürst verfertigen, zu dessen Gebiet Nagasaki gehört. Die Japaner liefern vortreffliche Uhren, in Jeddo werden Barometer und Thermometer, sowie genaueste optische Instrumente verfertigt, und längst schon besitzt das Land elektrische Telegraphen; viele Fürsten haben dergleichen in ihren Palästen und wissen sich des Fernschreibens trefflich zu bedienen. Wir sahen bei Jeddo zwei Segelschiffe, die nach Muster der Klipper, aber lediglich von japanischen Zimmerleuten, ganz vorzüglich gebaut waren. Bessere Baumschulen als Japan hat ganz Europa nicht

[64] Chasen (jap. 茶筅), der Teebesen.

[65] Bodhidharma (ca. 440–ca. 528) (chin. 菩提达摩, Pútídámó, Kurzform 达摩, Damo; jap. 菩提達磨, Bodai-Daruma, Kurzform 達磨, Daruma), ein buddhistischer Mönch, der als der erste Patriarch der Chan- und Zen-Linien gilt. Laut mancher myth. Überlieferung geht die Entstehung der Teepflanze auf ihn zurück. Zudem ist Daruma der populärste jap. Glücksbringer.

[66] Sake (jap. 酒).

[67] James Bruce, 8th Earl of Elgin and 12th Earl of Kincardine (1811–1863), der Vertreter Großbritanniens in China und Japan; er zeichnet auch dafür verantwortlich, daß im 2. Opiumkrieg am 18. Oktober 1860 in Peking (chin. 北京, Běijīng) der Alte Sommerpalast (chin. 圓明園, Yuánmíng Yuán, „Garten der vollkommenen Klarheit“), ein einzigartiges Zeugnis chin. Hochkultur geplündert und zerstört wurde.

[68] Pers./osman. بازار, bāzār, „der Markt“.

aufzuweisen und noch weniger so sorgfältig angebaute Aecker. Die Gärten sind wahre Juwele von Sauberkeit, kein Zweig ist außer Ordnung, jeder Gang vorzüglich gehalten, und etwas Lieblicheres als die japanischen Landhäuser kann ich mir gar nicht denken. Nehme man dazu das heitere, glückliche Volk, und man hat ein Bild, wie wir es wohl einmal im Traume, aber noch nie zuvor in der Wirklichkeit gesehen hatten."[69]

Der Art waren die Eindrücke, welche die Engländer empfingen. Wir können hinzufügen, daß alle Klassen sich den Ausländern freundlich genähert haben. Der Japaner sucht den Verkehr mit den Fremden und freut sich dessen; auch ist der Wunsch allgemein, daß die Regierung das Reisen ins Ausland wieder freigeben möchte; denn seit länger als zweihundert Jahren (seit 1637) ist dasselbe verboten. Vor den Bürgerkriegen[70], welche durch die Missionäre und die einheimischen Christen erregt wurden, war das Wandern keinem Japaner verwehrt und japanische Fahrzeuge schifften bis in den bengalischen Meerbusen; aber die Regierung wollte alle Berührungen mit Europäern vermeiden, weil dieselben nur Unsegen für das Land gebracht hatten, und wir begreifen sehr wohl, weshalb sie sich mit unerschütterlicher Folgerichtigkeit gegen alle Zumuthungen der Ausländer, welche Einlaß und Zugang verlangten, ab Lehnend verhielt. Aber seit dem Anfang unseres Jahrhunderts klopften die Fremden unablässig wieder an die verschlossenen Pforten des Landes. Engländer und Franzosen, Dänen, Russen und Nordamerikaner erschienen mit Kriegsschiffen, und unter ganz veränderten Welt- und Handelsverhältnissen war die Absonderung des Inselreiches auf die Dauer nicht mehr durchzuführen. Japan sollte und mußte eröffnet werden, und diese Eröffnung steht in innigem Zusammenhange mit der neuen Bedeutung, welche die Südsee, der große Ocean zwischen Asien und Amerika, in unsern Tagen gewonnen hat. Dieses ungeheure Wasserbecken wird von der Behringsstraße bis in die Nähe des antarktischen Eismeers, von Centralamerika bis Australien ununterbrochen durch Tausende von Fahrzeugen belebt. Kein Punkt dieses ungeheuren pacifischen Gebietes bleibt unbesucht und alle Gestadeländer desselben werden durch ein unabwendbares Verhängniß in die große europäisch-amerikanische Bewegung hinein gerissen. Dagegen hilft kein Widerstand, der ganze Zug der Zeit drängt darauf hin und zwingt den Asiaten im fernen Osten eine neue Rolle auf der Bühne der Kulturgeschichte auf.

Auch in Japan begriff man, daß man sich diesem Verhängniß nicht mehr entziehen könne. Früher war eine Abweisung der Fremden von Erfolg gewesen, als aber 1853 die Nordamerikaner in den japanischen Gewässern erschienen und entschlossen ihren Willen kundgaben, mit dem Kaiser einen Freundschafts- und Handelsvertrag zu schließen, trug dieser der gegen früher völlig veränderten Weltlage Rechnung und fügte sich, nicht wie die Chinesen, widerwillig und steifnackig, sondern in würdiger und angemessener Weise. Der Vertrag von Kanagawa, vom 31. März 1854, welcher den Nordamerikanern bedingten Zulaß gewährte, brach das Eis und eröffnete die Schleußen; Japan trat in Verkehr mit der übrigen Welt und damit in einen neuen Zeitabschnitt seiner Geschichte.

Dieser wichtige Vertrag enthält noch eine Menge vorsichtiger Klauseln, mit denen man vorerst Zeit gewinnen wollte, um sich auf Weiteres vorzubereiten, das nicht ausbleiben konnte. Man wollte den Uebergang zu einem ganz neuen System ohne große Störung in den bisherigen Verhältnissen vermitteln, und that wohl daran. Gleich nach den Nordamerikanern unter Commodore Perry[71] erschien ein englisches Geschwader unter Admiral Stirling[72]; mit diesem wurde am 14. Oktober 1854 zu Nagasaki ein Vertrag abgeschlossen. Am 9. November 1855 wurden den alten Freunden Japans, den Holländern, neue wesentliche Vortheile und Erleichterungen im Verkehr bewilligt; sie waren fortan nicht mehr auf die

[69] Ziemlich wörtliches Zitat aus dem namentlich nicht gezeichneten Artikel „Japan. Die Kultur des Reiches" in: „Illustrirter Kalender für 1861. – […]. Sechzehnter Jahrgang. […]" (Leipzig: J. J. Weber 1861), S. 119f; hier bes. S. 120.

[70] Der die Sengoku-Zeit von 1477 bis 1573 (jap. 戦国時代, sengoku-jidai, „Zeitalter der streitenden Reiche"; in der jap. Geschichtsschreibung werden Anfang und Ende der Sengoku-Zeit jedoch sehr unterschiedlich datiert) prägende Dauerkriegszustand hatte bereits lange vor dem ersten Auftreten der Portugiesen im Jahre 1543 begonnen und war ausschließlich dem Umstand geschuldet, daß sich anstelle einer starken Zentralmacht letztlich mehr als 200 Einzelherrschaften herausgebildet hatten, die miteinander um die Vorherrschaft kämpften.

[71] Matthew Calbraith Perry (1794–1858); mit Hilfe von vier US-Kriegsschiffen hatte er am 8. Juli 1853 de facto die Öffnung Japans erzwungen.

[72] Sir James Stirling (1791–1865).

kleine Insel Dezima beschränkt, sondern konnten in der Stadt Nagasaki frei Handel treiben, ihren Gottesdienst ungehindert ausüben und Grundbesitz erwerben. Auch die Russen erschienen; nachdem sie den Chinesen das Land am Amur weggenommen hatten und unmittelbare Nachbarn der Japaner geworden waren, wurden sie von diesen sehr zuvorkommend empfangen; der Statthalter von Nagasaki eröffnete dem Admiral Putiatin[73], die kaiserliche Regierung sei entschlossen, fortan eine durchaus andere Richtung in Bezug auf den Verkehr mit dem Auslande zu befolgen. Sie wünsche, der neuen Politik gemäß, mit allen Seemächten ausgedehnte Verbindungen zu unterhalten und hege die Absicht, künftig auch Repräsentanten Seiner Majestät an den großen europäischen Höfen zu beglaubigen.

So sehen wir denn, daß Japan es versteht, mit den Thatsachen umzugehen, und Alles zu würdigen, was in den Umständen Zwingendes liegt. In den neuen Verträgen mit England vom 1. Juli 1859, mit Nordamerika vom 18. Juni 1858, mit Holland vom Oktober 1857, mit Rußland vom 28. Juli 1858, sind eine Menge von Beschränkungen weggefallen, welche noch in den frühern Traktaten enthalten waren. Am 1. Januar 1860 wurden noch mehr Häfen eröffnet, 1863 sollen deren noch einige dem freien Verkehr erschlossen werden. Von 1862 an dürfen Fremde sich auch in der Hauptstadt Jeddo niederlassen. Der Handel ist ungehindert, nur das verderbliche Opium darf nicht ins Land gebracht werden. Die meisten Waaren, jene von Wolle und Baumwolle eingeschlossen, zahlen nur fünf Procent Eingangsgebühr, und der Ausfuhrzoll für japanische Waaren ist nach demselben Verhältniß bemessen.

Japan hat die letzten fünf Jahre vortrefflich benutzt, um fortzuschreiten und den neuen Verhältnissen gewachsen zu sein. Es zeigt sich entschieden als ein Land des Fortschrittes, und nimmt von den Fremden manches Zweckmäßige an und auf. Zunächst nahm die Regierung holländische Ingenieure, Schiffs- und Maschinenbauer in Dienst, gründete eine Navigationsschule und ließ große Segelfahrzeuge und Dampfer nach den besten europäischen und amerikanischen Mustern bauen. An die Spitze stellte sie vier holländische Seeoffiziere und ließ für fünf Millionen Gulden[74] Materialien aller Art für die neue japanische Kriegsflotte als Proben und Muster aus Holland kommen; seit 1858 kann sie aber der Beihülfe des Auslandes entbehren, da durch die Geschicklichkeit der einheimischen Werkleute Alles in derselben Vollkommenheit geliefert wird. Alle seit drei Jahren vom Stapel gelassenen Dampffregatten sind von Japanern allein gebaut worden und nur von ihnen allein bemannt. Mehre große Maschinenfabriken und Dampfhämmer sind in unausgesetzter Thätigkeit; als Arbeiter in denselben findet man viele Söhne aus vornehmen Familien; sie gießen Eisen, drehen, schmieden, feilen und setzen die Maschine zusammen. In der Gießerei zu Nagasaki steht das Modell eines Dampfers, welchen ein junger Japaner von Rang lediglich nach Zeichnungen, die er in einem holländischen Buche fand, eigenhändig verfertigt hat. Die holländischen Ingenieure waren über die vorzügliche Arbeit in nicht geringem Grad erstaunt; Alles war richtig und es bedurfte nur einiger geringer Nachbesserungen, um den Gang der Maschine zu beschleunigen. Eine holländische Grammatik der englischen Sprache, die vor einigen Jahren zu Amsterdam erschien, ist in Jeddo nachgedruckt worden; aus ihr lernen die Japaner Englisch. Alle höher Gebildeten verstehen Holländisch. Seit 1858 befinden sich nicht weniger denn drei und vierzig Offiziere der holländischen Flotte in Japan als Lehrer; sie unterrichten im Land und Seekriegswesen, Schifffahrtskunde, Geschützwesen; auch Vorträge über Volkswirthschaft, Handelsgeschichte, Arzneikunde und holländische Literatur werden an mehren höhern Lehranstalten gehalten, und manche in denselben gebildeten Zöglinge sind als Professoren an die Gymnasien in den Provinzen vertheilt worden.

Unsere Leser sehen, welche Stelle unter den Kulturvölkern die Japaner einzunehmen berechtigt sind: möchten nur die christlichen Völker sich dieser Nation würdig zeigen! Aber schon jetzt hat Kaiser

[73] Jewfimi Wassiljewitsch Putjatin (russ. Евфимий Васильевич Путятин, Evfímij Vasíl′evič Putjátin; 1803–1883).

[74] Lat. florenus, daher auch Floren oder Florin, Abk. fl.; süddt. Währungseinheit; 1 fl. = 60 Kreuzer = 240 Pfennige; entspricht heute in etwa dem Wert von ca. 8 bis 9 €.

Foen Tsigo[75] (Sohn des im August 1858 gestorbenen Taïkun[76]) sich bitter beschwert, daß sie bereits falsches Geld und Opium ins Land gebracht und mit Bekehrungsversuchen begonnen haben!

Auch vaterländisches Interesse nimmt Theil an der Oeffnung Japans. Preußen hat zum Frommen der deutschen Industrie eine Expedition ausgerüstet und mit einer militärischen Eskorte ausgesendet[77], welche nicht verfehlen wird, der preußischen Flagge in den japanischen Häfen Achtung zu verschaffen. Unser Freund, der Maler W. Heine[78], der in Begleitung der beiden amerikanischen Expeditionen schon zweimal Japan besucht hat und dem wir außer dem beigehefteten Küstenbild noch weitere interessante Gaben für's Universum zu verdanken hoffen, ist der preußischen Expedition zugeordnet. Wir wünschen ihr, die seit einem Monat unterwegs ist, eine glückliche Fahrt; möge sie Preußen wohlverdiente Ehre und dem deutschen Handel reichliche Früchte heim bringen!

Simoda[79], ein Städtchen von ungefähr 1000 Häusern, liegt an der äußersten Südspitze der Insel Nipon[80], nahe dem Kap Idzu[81], im Hintergrund eines geräumigen Bassins, das von allen Seiten, mit Ausnahme der engen Einfahrt, von hohen malerischen Bergen umgeben ist und für die größten Schiffe selbst in unmittelbarer Nähe des Ufers guten Ankergrund gewährt, ein Umstand, der dem an und für sich unbedeutenden Ort Wichtigkeit verleiht. Die Charakteristik einer japanischen Stadt, in ihrem Aeußern und Handel und Wandel, sparen wir uns für eine ergiebigere Gelegenheit auf. Unser Stahlstich ist nur ein Charakterbild der anmuthigen Küstenscenerien des wunderbaren Insellandes.

[75] Tokugawa Iemochi (jap. 徳川 家茂; 1846–1866); seit 1858 der 14. Shōgun (jap. 将軍, „Generalissimus") der Edo-Zeit in Japan; er war allerdings kein Sohn des Vorgängers (s. u.), denn dieser war kinderlos verstorben.

[76] Tokugawa Iesada (jap. 徳川家定; 1824–1858), seit 1853 der 13. Shōgun (s. o.) der Edo-Zeit in Japan; er trat erstmals gegenüber Fremden unter dem Titel Taikun (jap. 大君; von engl. Tycoon, Titan bzw. Magnat) auf.

[77] Die preußische Ostasien-Expedition von 1859 bis 1862; ein Ergebnis besagter Unternehmung war u. a. der Handelsvertrag mit Japan vom 24. Januar 1861.

[78] Wilhelm Heine (1827–1885).

[79] Shimoda-shi (jap. 下田市).

[80] Diese geograph. Zuschreibung dürfte allerdings eher der Phantasie des Autors als eigener Anschauung entsprungen sein.

[81] Die Izu-Halbinsel (jap. 伊豆半島, Izu-hantō), an deren südöstl. Ende Shimoda (siehe hierzu S. 29, Anm. 79) liegt.



SIMODA IN JAPAN

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh. — Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Einundzwanzigster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1860. 184 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 37-42.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Dreizehnter Band. Dritte Folge, dritter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 143 S. 8°. S. 13-18.

Fiume[82].

Unser Bild führt uns zu einem jener alten Völker des europäischen Ostens, welche ihrem Tag noch entgegen gehen, zu den Ungarn und Südslaven[83] Oesterreichs. Wer an das Schicksal dieser Völker denkt, den nimmt es nicht Wunder, daß ihre heimathlichen Lieder nur tiefe Klagen athmen und ihre Melodien in Moll ertönen. Von drei Despotenreichen eingeschlossen und in eng geketteter Abhängigkeit gehalten, haben Ungarn und Südslaven Jahrhunderte lang unsägliches Elend erduldet. War erst der Türke der gefürchtete Verheerer ihrer Länder und konnte nur die unermeßliche Fruchtbarkeit des Gebiets der vier Ströme es verhüten, daß sie nicht gänzlich zur Wüste wurden, so erstand ihnen in der darauf folgenden österreichischen Herrschaft ein noch gefährlicherer Feind, der Unterdrücker ihres nationalen Charakters. So weit das Gebiet der Pforte an Oesterreich grenzt, wohnen dies- und jenseits der Grenzen sprach- und stammverwandte Völker. Eine gesunde, naturgemäße Staatsleitung hätte es zu ihrer Aufgabe machen müssen, diese von den Türken auf das Grausamste mißhandelten Stammgenossen des eigenen Reichs um so mehr unter ihren Schutz zu nehmen, als damit zugleich christliche Sympathien zu gewinnen waren. Statt dessen, wie man im eigenen Lande jeden einzelnen Erhebungsversuch jener Nationen mit eiserner Ruthe niederstreckte, so begegnete man auch den Befreiungsversuchen der gepeinigten Nachbarn und hetzte sie so geflissentlich in den allezeit offenen Schooß Rußlands. Innerhalb der eigenen Grenzen beging man einen noch schlimmern Dienst: man suchte mit Hülfe des österreichischen Deutsch aus den verschiedenen Nationalitäten der Monarchie einen Einheitsstaat herzustellen. Das Deutsche sollte die Regierungs- und Armeesprache werden, aber die Völker faßten das anders auf. Diese fremde Sprache ward ihnen von herrischen Beamten und rohen Soldaten-Zuchtmeistern entgegen gebracht, und mit Verachtung und Haß wurde unser als Polizeisprache gebrandmarktes Deutsch von ihnen aufgenommen. Deshalb mußte dieses unnatürliche Treiben seine Absicht nicht nur gänzlich verfehlen, sondern sogar zum direkten Gegentheile führen: man klammerte sich mit aller Kraft des Patriotismus im jugendlichen Volksherzen an die bedrohte Nationalität an. – Freilich, zürnte man, ist ein ganzes Waisenhaus voll der verschiedensten Kinder mit dem Zuchtstock leicht zusammen zu halten, aber zu einer in Treue und Liebe glücklichen Familie gehören nur einer Mutter Kinder! – So sind denn auch diese Völker allgemach in ein feindseliges Verhältniß zum Gesammtstaat getrieben worden, und Niemand darf ihnen deshalb einen Vorwurf machen; sie folgten dem einfachsten, aber gewaltigsten Zuge der Natur, für welchen eben die Staatenlenker ein feineres Gefühl haben sollten.

Oesterreich hat überhaupt seinen großen Beruf nie erkannt; das vor allen Herrscherfamilien Europa's fast unwandelbar glückliche Haus trug zu schwer an der deutschen Kaisererbschaft, die es sammt allen Gefahren und Irrthümern angetreten. Der schlimmste derselben war aber die unaufhaltsame Sehnsucht, mit der es jedem Winke zur Machtentfaltung in Italien folgte. Auch darin folgte es einem gewaltigen, aber traditionellen Zug, der einen Theil seiner Erbschaft ausmachte, und wenn schon zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts redliche und gelehrte deutsche Männer in historischen und patriotischen Schriften eindringlich daran mahnten, welch immer sprudelnde Quelle von Unheil Italien von jeher für

[82] Heute Rijeka (lat. Tarsatica; ital. Fiume; dt. St. Veit am Flaum) in Kroatien.

[83] Das serb. Wort Југословени (Jugosloveni; kroat. Jugoslaveni) bedeutet Südslawen.

die deutsche Nation gewesen und wie die Erfahrungen der Vergangenheit Deutschlands Gebieter auf bessere Wege führen sollten, so hatten die braven Männer zwar Recht, aber sie schrieben nur Geschichte und die Fürsten machten sie – nach wie vor. Und doch ward wenigen Staaten ihr Beruf durch die Natur so deutlich gezeigt, wie der Oesterreichs durch seine Donau, die sein Strom, seine Pulsader, seine das Reich von einem Ende zum andern durchziehende Binnenstraße zu sein bestimmt ist, nicht aber seine Grenze.

Mehr als einmal war Oesterreich die Gelegenheit geboten, alle verwandten Völker südslavischer Zunge mit Ungarn unter seinem Scepter zu vereinigen, aber stets ließ es durch Rücksichten einer falschen Politik sich verleiten, das dort siegreich Erworbene wieder aufzugeben. Oesterreichs Beruf nach dem Osten ist älter, als Rußlands Größe; anstatt aber in diesem Rußland seinen gefährlichsten Feind der Zukunft zu ahnen und sich mächtige Freunde gegen dasselbe zu sichern, führte es gemeinsam mit ihm die Waffen und erntete zu seinem Schaden nach jedem Siege den Katzenantheil. Es hat Oesterreich außerordentliche Opfer gekostet, bis Rußland so groß und mächtig an den Mündungen der Donau ward, und es selbst zog sich dann mit absonderlicher Gemüthsruhe aus dem Osten zurück, als ob alle sogenannten civilisatorischen Rechte und Pflichten dort Rußland allein oblägen.

Desto eifriger streckte es nach zwei andern Seiten seine gewaltigen Fühlhörner aus: nach Deutschland und, mit noch mehr Vorliebe, nach Italien. In Deutschland beschränkte es sich darauf, den politischen Fortschritt zu hemmen; dazu bedurfte es keines andern Mittels, als des in seiner Hand ruhenden Bundestags[84]. Nach Italien sandte es die Kerntruppen aus seinen deutschen, ungarischen und slavischen Ländern, und diese Basis genügte, um seinen politischen Einfluß von Oberitalien[85] an bis zur Spitze der Halbinsel aufzubauen. So stand allerdings Oesterreich als ein mächtiger Staat des Erdtheils da, gepriesen wegen seines trefflichen Heers und selbst mit seinem Haushalte auf dem Wege der Besserung.

Und einen solchen Staat wankend zu machen, genügte ein einziger Schlag. Wie war das möglich? –

Die Erklärung ist einfach. Oesterreich hat den Schwerpunkt seiner Macht, der Ueberlieferung getreu, zwar in Deutschland gesucht, aber nicht in den Sympathien der Nation, sondern, genau wie in Italien, im Bunde mit den Fürsten. Es war von je sein Grundsatz und sein Stolz, dem Volke nie „Koncessionen“ gemacht zu haben. Da kam die Zeit der Freundschaftsprüfung, und siehe: die Nation erhob für den bedrängten Bundesstaat ihr Wort, aber die Uneinigkeit der Fürsten verhinderte die That. – Da mußte Oesterreich fühlen, daß es um den Schwerpunkt seiner Macht gekommen sei: er war nicht mehr in Italien, er war nicht mehr in Deutschland. Aus Grundsatz stützte es sich nie auf die Völker, und die Fürsten hatten es verlassen. Wo nun Rettung suchen?

Gerade in diesem verhängnißvollen Augenblick ist es wiederum das sprüchwörtliche Glück des Hauses Oesterreich, welches ihm Hülfe herbeiwinkt, aber vielleicht zum letzten Mal: sein Beruf im Osten wird ihm als Weg zur Rettung, zu neuer Machtentfaltung deutlich von den Ereignissen selbst vorgezeichnet.

Es gibt kaum ein glänzenderes Zeugniß für die politischen Fortschritte der Völker während des letzten Decenniums, als die jüngsten Kundgebungen der ungarischen Nation[86]. Die Völker an der Do-

---

[84] Der von 1816 bis 1866 zu Frankfurt a. Main in der Großen Eschenheimer Gasse tagende ständige Gesandtenkongreß des „Deutschen Bundes“ (siehe hierzu S. 112, Anm. 348); den Präsidialgesandten, also das Oberhaupt des Bundestages, stellte stets das Kaisertum Österreich.

[85] Mit dem Königreich Lombardo-Venetien, das am 9. Juni 1815 als Ergebnis des Wiener Kongresses geschaffen worden war. 1851 wurde es in die zwei Kronländer Lombardei und Venetien aufgeteilt, wobei die Bezeichnung „Königreich Lombardo-Venetien“ beibehalten wurde. Nach der Niederlage im Sardinischen Krieg mußte Österreich mit dem Frieden von Villafranca (11. Juli/10. November 1859) die Lombardei an Frankreich abtreten. Im Vertrag von Turin (24. März 1860) mit dem Königreich Sardinien gingen im Austausch für die Lombardei Nizza und Savoyen an Frankreich, so daß die Lombardei 1861 Teil des neu gebildeten Königreiches Italien wurde. Mit dem Frieden von Wien fielen schließlich am 3. Oktober 1866 auch das bislang bei Österreich verbliebene Venetien sowie Mantua an Italien.

[86] Die ungar. Revolution hatte am 15. März 1848 mit zunächst gewaltlosen Massendemonstrationen gegen die österr. Herrschaft begonnen. Darauf folgten mehrere Aufstände, die eine dezidiert reformorientierte Regierung in Ungarn zur Folge hatten, die zunehmend Gesetze verabschiedete, die letztlich auf eine ungar. Unabhängigkeit hinausliefen und somit das militär. Eingreifen des Kaiserstaats veranlaßten. Mit der aufgrund einiger militär. Siege

nau, wie an den Apenninen und diesseits der Alpen haben sich sämmtlich von dem Wahne der rothen Fahne befreit, ihr Streben ist ein ernsteres, würdigeres geworden: alle trachten nach nationaler Entwickelung und Aller erste Sorge ist demnach die Sicherung der nationalen Selbstständigkeit. Der erste zu diesem Ziele gethane Schritt konnte nur einer gereifteren politischen Einsicht entspringen: die öffentliche Verbrüderung der Ungarn mit den Slaven. Beide Nationalitäten, die noch im letzten Kriege[87] alle Greuel der Barbarei gegen einander verübten, fühlen jetzt die Nothwendigkeit eines festen Zusammenhaltens. Die vielgepflegte Hinneigung der Südslaven zu Rußland ist bekannt, aber Ungarn ist Rußlands Feind, weil dies die einzige Macht ist, durch welche seiner Nationalität die Gefahr des Untergangs droht. Das dermalige Oesterreich kann ihm eben so wenig Schutz gegen Rußland bieten, als seine isolirte Selbstständigkeit dies thun würde; den rechten Schutz, die rechte Macht sieht Ungarn einzig und allein in der Gründung einer großen magyarisch-südslavischen Monarchie, und diese hält es, den Großmächten gegenüber, allein möglich durch Oesterreich. Mit andern Worten: Ungarn will, daß Oesterreich den Schwerpunkt der Monarchie aus Deutschland nach dem alten Ungarreiche verlege.

Der Gedanke ist so groß, daß er nur der einer kühnen Nation sein kann; aber eben so kühn erfaßt und in That verwandelt, ist er auch fähig, eine vollständige Umgestaltung von Südost-Europa herbeizuführen. Wenn zumal Oesterreich mit seinen bisherigen drei größten Feinden, der Glaubensfreiheit, der Verfassungsfreiheit und der Nationalselbstständigkeit, sich nicht nur versöhnt, sondern recht innig verbindet, wenn es in der durch eine solche Verbindung wohlverdienten Liebe und Treue der Völker seine Kraft potenzirt fühlt, wenn es aber auch die Weisheit besitzt, das ihm für immer entfremdete, in seinem Staatskörper nur Gift erzeugende Venetien freizugeben, – dann wird sich längs der Donau und ihren Nebenflüssen eine staatliche Macht entfalten, welche keinen äußern Feind mehr zu fürchten hat, weil kein innerer Feind mehr mit Verrath und Abfall ihr droht. Eine solche Macht muß aber an der untern Donau stehen, denn nur eine solche kann, wenn demnächst der kranke Mann[88] dahin geht, den Donauvölkern ihr Erbe sichern, d. h. den Ausbau des großen magyarisch-südslavischen Reichs, zwischen Balkan und Karpathen, Pontus[89] und Adria vollenden. – Wie werden dann die Häfen dieser beiden Meere aufblühen, wie werden die öden Wasserbecken Dalmatiens, Croatiens, Rumeliens[90] und der Moldau sich mit wetteiferndem Leben füllen, wenn die Ketten des Binnenlandes zerrissen sind und für Alles, was Gottes Segen und des Menschen Fleiß schafft, sich freie Bahnen zu Land und Meer eröffnen! Nur auf den Schultern der Freiheit können Reiche der Zukunft entstehen, nur auf ihnen können die alten sich noch erhalten.

Zu diesem Reiche der Zukunft würde auch der Gegenstand unseres Bildes gehören: Fiume würde als wichtigster Adriahafen desselben den Rang einnehmen, welchen seine Nebenbuhlerin, Triest, auf der andern Seite des illyrischen Dreiecks behauptet.

---

erfolgten Unabhängigkeitserklärung vom 14. April 1849 brach offener Krieg aus, der mit maßgeblicher Unterstützung durch das Zarenreich für den österr. Kaiserstaat mit der ungar. Kapitulation vom 13. August 1849 siegreich zu Ende ging.

[87] Bei der Niederschlagung der Ungarischen Revolution von 1848/49 (s. o.).

[88] Das Osmanische Reich (osman. دولت عليه, Devlet-i ʿAlīye, „der erhabene Staat“); der Ausdruck „Больной человек Европы / der kranke Mann Europas“ in Bezug auf das Osmanische Reich wurde erstmals von Zar Nikolaus I. (russ. Николай I Павлович; 1796–1855) am 9. Januar 1853 in einem privaten Gespräch mit dem brit. Botschafter Sir George Hamilton Seymour (1797–1880) verwendet.

[89] Griech. Πόντος Εὔξεινος, Póntos Eúxeinos, „das gastliche Meer“; Name des Schwarzen Meeres in der Antike (osman. قره دكز, Ḳara Deñiz; ukrain. Чорне море, Čorne more; russ. Чёрное море, Čërnoe more).

[90] Rumelien (osman. روم ايلى, Rūm-ėyli, türk. Rumeli; in etwa „Land der Rhomäer“ bzw. „Rhomäerland“; die Bewohner Ostroms bzw. Byzanz’ nannten sich selbst Ῥωμαῖοι, Rhōmaioi, „Rhomäer“); so bezeichneten die Türken seit dem 15. Jahrhundert den europ., auf der Balkanhalbinsel gelegenen Teil des Osmanischen Reiches (siehe hierzu S. 33, Anm. 88).

Fiume liegt reizend im Winkel des Quarnero[91], der hier ein breites Becken bildet, zwischen den istrischen und ungarischen Festlandufern und von der See her von den schönen Inseln Veglia[92] und Cherso[93] umgürtet ist: Platz genug für künftige Größe. Im Hintergrund erheben sich die Wände und Spitzen der Julischen Alpen, welche dem Bilde Fiume's große Aehnlichkeit mit dem von Triest verleihen. Aber weniger seine Schönheit, als vielmehr die Gunst der Lage für Industrie, Handel und Schifffahrt verspricht dieser Stadt große Bedeutung. Schon jetzt, wo die reichen Länderstrecken von Ungarn und Croatien mit Fiume noch nicht durch Eisenschienen verbunden sind, vermittelt die Achse des Fuhrmanns einen starken dort mündenden Verkehr. Für große industrielle Anlagen bietet die Recina, welche aus der im Hintergrunde unseres Bildes angedeuteten Schlucht hervorströmt, unerschöpfliche Wasserkraft, deren Ausnutzung ebenfalls erst begonnen hat. Ebenso dient der Fluß Fiumana[94], von dem die Stadt ihren Namen empfing, der Schifffahrt durch den großen Kanal, zu dem er benutzt ist.

Es wird wenige Städte in solcher Lage geben, die so ganz und gar um den größten Theil ihrer Geschichte gekommen sind. Ein Triumphbogen von 60 Fuß Umfang in einem Gäßchen des alten Kommunalpalastes, zu Ehren des Kaisers Claudius II., des Gothischen[95], errichtet, und Trümmer einer Mauer, die sich vom Calvarienberge bis weit in das Innere von Krain hineinzieht und hier die Grenzlinie des morgenländischen und abendländischen Kaiserthums gebildet haben soll, beide graue Zeugen deuten darauf hin, daß Fiume römische Kolonie war. Zu diesen kommt eine Stelle in Muratori's[96] Annalen Italiens, nach welcher der König der Hunnen und Avaren, Cacanus[97], bei Tersaticca den Herzog Lupo von Friaul[98] in einer großen Feldschlacht geschlagen. Tersaticca soll aber Fiume in alter Zeit geheißen haben; Tersatto heißt jetzt noch das alte Schloß und die Kirche auf dem Fels im Hintergrund unseres Bildes. Damit sind aber auch alle historischen Quellen über Fiume erschöpft bis zum Jahre 1510. In diesem Jahre brachte die Unersättlichkeit Venedigs, das Nichts neben sich aufkeimen ließ, was nicht ihm unterthänig diente, der Stadt den Untergang. Der venetianische General Angelo Trevisan[99] gab sie den Flammen und der Verwüstung Preis und seine Soldschaaren vollbrachten dies so vollkommen, daß alles Alte vertilgt, keine einzige Urkunde gerettet wurde, so daß mit der neuen Gründung nun auch die Geschichte der Stadt von Neuem beginnt. Man weiß nur noch, daß Fiume lange Zeit ein Lehen der Patriarchen von Aquileja, später anderer Herren war. Zu Oesterreich kam es unter Kaiser Friedrich III.[100], regierte sich über drei Jahrhunderte lang nach eigenen Statuten, die der Stadt vom Kaiser Ferdinand I.[101] 1530 verliehen wurden, und hielt sogar auf mehren fremden Plätzen seine eigenen Konsuln.

---

[91] Die Kvarner-Bucht (kroat. Kvarner; ital. Quarnero; dt. Quarnerobusen).

[92] Krk (ital. Veglia; dt. Vegl).

[93] Cres (ital. Cherso; dt. Kersch).

[94] Die Rječina (ital. Fiumara; dt. Flaum).

[95] Claudius Gothicus (ca. 214–270), seit 268 römischer Kaiser.

[96] Der ital. Geistliche Lodovico Antonio Muratori (1672–1750), Verfasser der in den Jahren von 1738 bis 1742 zu Mailand erschienenen sechsbändigen Ausgabe „Antiquitates Italicæ Medii Ævi, Sive Dissertationes De Moribus, Ritibus, Religione, Regimine, Magistratibus, Legibus, Studiis Literarum, Artibus, Lingua, Militia, Nummis, Principibus, Libertate, Servitute, Fœderibus, aliisque faciem&mores Italici Populi referentibus post declinationem Rom. Imp. ad Annum usque MD." Der Stahlstich wurde nach einer Vorlage von Giovanni Longhi (1766–1831) von Giovita Garavaglia (1790–1835) geschaffen.

[97] Historisch nicht verbürgt.

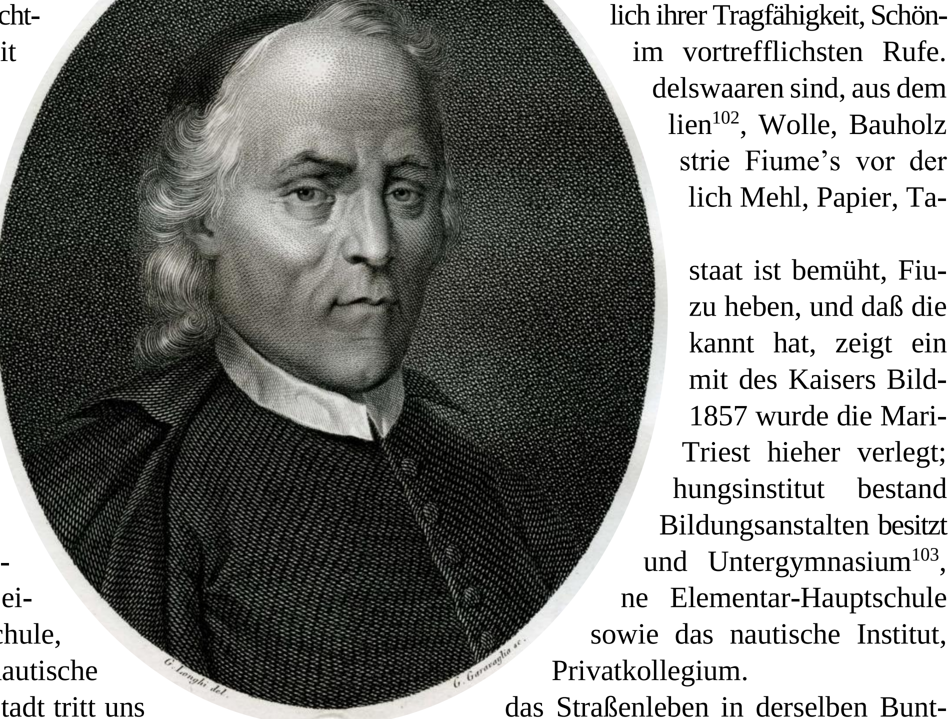
[98] Recte: Herzog Erich von Friaul (ital. Enrico del Friuli; † 799), seit 789 Herzog von Friaul; er fiel im Jahre 799 vor Tersatica/Fiume/Rijeka; sein Gegner ist namentlich nicht bekannt.

[99] Ein venezian. Condottiere namens Trevisan hatte Fiume/Rijeka im Jahre 1509 erobert und zur Plünderung freigegeben.

[100] Friedrich III. (1415–1493), ab 1424 als Friedrich V. Herzog der Steiermark, von Kärnten und Krain, ab 1439 Herzog von Österreich, seit 1440 römisch-deutscher König und ab 1452 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches; er hatte Fiume/Rijeka 1465 käuflich erworben.

[101] Ferdinand I. (1503–1564), seit 1521 war er als Erzherzog von Österreich Herrscher in den habsburgischen Erblanden, seit 1526/1527 König von Böhmen, Kroatien und Ungarn und seit 1558 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

Der blühendste Betriebszweig Fiumes in der Gegenwart ist der Schiffbau; es leistet allein darin mehr, als alle übrigen österreichischen Küstenplätze zusammengenommen. Im Jahre 1855 wurden 40 Schiffe von einem Gehalt von 13,000 Tonnen vom Stapel gelassen, und dabei stehen die hiesigen Schiffe hinsichtlich ihrer Tragfähigkeit, Schönheit und Schnelligkeit im vortrefflichsten Rufe. Die wichtigsten Handelswaaren sind, aus dem Hinterlande, Cerealien[102], Wolle, Bauholz etc., von der Industrie Fiume's vor der Hand hauptsächlich Mehl, Papier, Tabak etc. etc.



Lodovico Antonio Muratori
(siehe hierzu S. 34, Anm. 96)

Der Kaiserstaat ist bemüht, Fiume in jeder Weise zu heben, und daß die Stadt dies anerkannt hat, zeigt ein schöner Brunnen mit des Kaisers Bildsäule. Im Jahre 1857 wurde die Marine-Akademie von Triest hieher verlegt; ein Militär-Erziehungsinstitut bestand schon. Neben diesen Bildungsanstalten besitzt Fiume noch ein Ober- und Untergymnasium[103], eine gute Bibliothek, eine Elementar-Hauptschule und eine Unterrealschule, sowie das nautische Institut, das Handels- und nautische Privatkollegium.

Im Innern der Stadt tritt uns das Straßenleben in derselben Buntheit und Vielgestaltigkeit entgegen, wie wir es von Triest geschildert haben, nur daß das slavische Element der Volkssprache hier vorherrscht, während im Handel und Wandel von Triest das Italienische fast allein gehört wird. Das den Hintergrund überragende Felsen schloß hat Graf Nugent[104] restaurirt und ihm durch Anlegung einer historischen und Naturaliensammlung Sehenswürdigkeit verliehen. Auf den Platz, wo wir die Kirche[105] neben der Burg erblicken, hatte die Legende das berühmte Haus der Maria versetzt, welches „beim ersten Morgengrauen des 10. Mai 1291 von Engeln aus Palästina durch die Luft getragen und erst nach 3 Jahren von da, mit Mauern und Dach, gen Loreto entrückt ward“[106]. Diesem Gnadenwunder wurde natürlich eine Kirche gestiftet, die sehr reich an kostbaren Geschenken von Gläubigen der entferntesten Länder ist, zumal sie das „Originalbildniß“ der Madonna vom Evangelisten Lucas besitzt und zur Verehrung ausstellt.

Der Ungläubige entschädigt sich leicht für die ihm abgehende Erbauung an diesen Herrlichkeiten mit einem Blick auf Fiume: in der Nähe der Mündung der Fiumana[107] liegt ein grüner Hain, Scoglietto[108] genannt, der an muthige Lustwandelort der Fiumaner, weiter windet die Stadt selbst sich hin, die Campagnen steigen die Bergwände hinan, weiter das Thal, die schönen Straßen längs des Meers, der Hafen mit seinem geräuschvollen Leben, und in der Ferne die herrlichen Inseln des Quarnero, der Berg Cal-

[102] Lebensmittel auf der Basis von Getreidesorten (von lat. n. Pl. cerealia, Getreidesorten).

[103] Das 1627 gegründete Jesuitenkolleg.

[104] Der österr. Feldmarschall Laval Graf Nugent von Westmeath (1777–1862), der in Kroatien auf seinen Besitzungen lebte.

[105] Die Basilika Unserer Lieben Frau von Trsat (kroat. Crkva Gospe Trsatske); die heutige Kirche war nach mehrmaliger vorheriger Zerstörung 1431 von Franziskanern erbaut worden.

[106] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.

[107] Die Rječina (ital. Fiumara; dt. Flaum).

[108] Kroat. Školjić.

diero[109], der Monte Maggiore[110] in Istrien, von dessen Gipfel man bei heiterer Luft mit einem guten Fernrohre den St. Marcusthurm von Venedig erschauen kann. Auf dieser Stelle werden immer Herz und Auge sich laben, mag auch vor dem „authentischen“ Marienbild auf die Kniee sinken, wer will, und die Zukunft der Stadt und der Lande hinter ihr bis zum Pontus das Schicksal schmieden, wie es will.

[109] Vielleicht der Vojak, mit einer Höhe von 1.401 m die höchste Erhebung im Učkagebirge.

[110] Kroat. Učka.

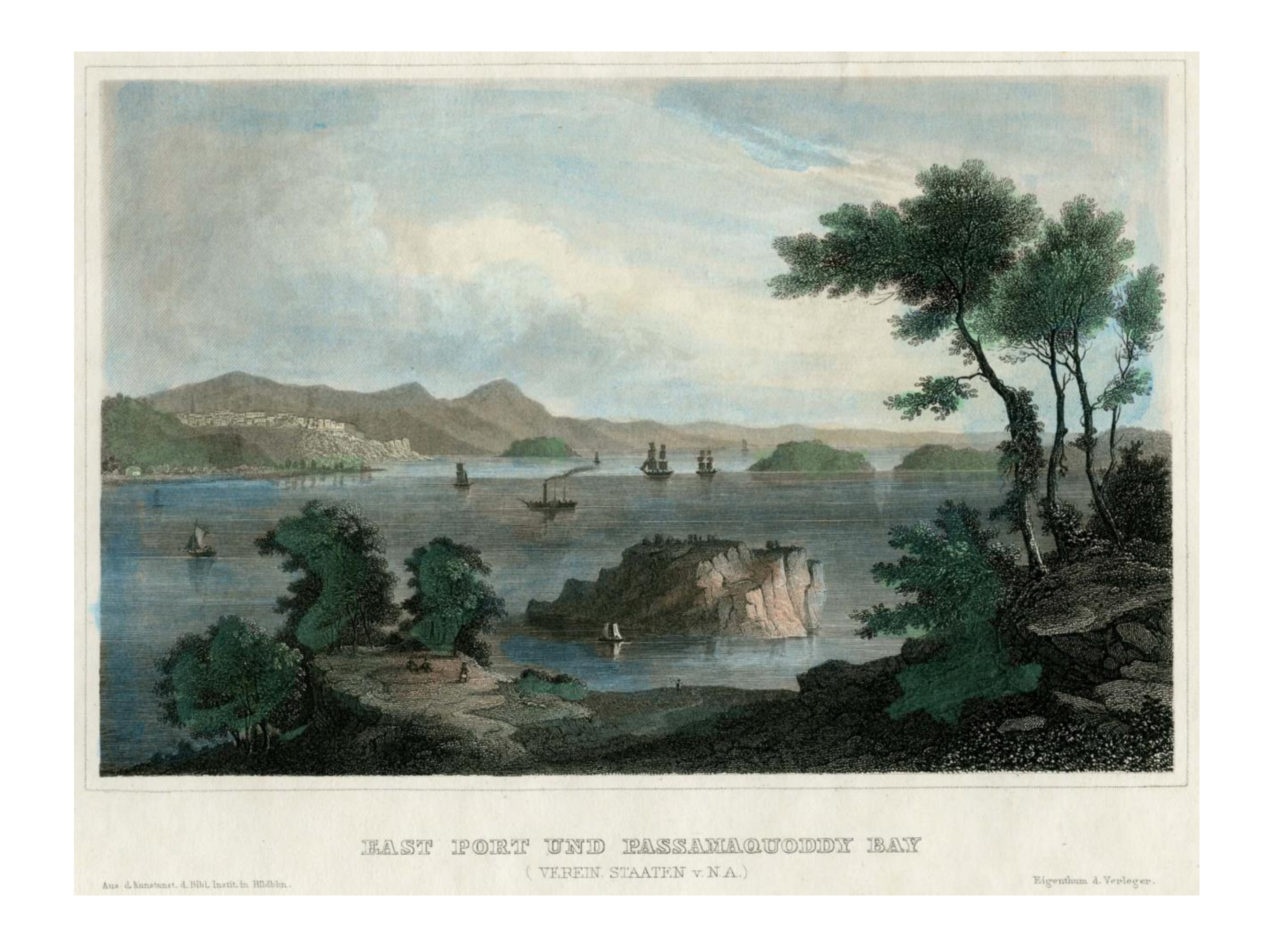

Aus d.Kunstanst.d.Bibliogr.Instit.in Hildbh.
Eigenthum d.Verleger.

FIUME

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Einundzwanzigster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1860. 184 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 42.

Eastport.

Ein lebhaftes Seestädtchen an der äußersten nordöstlichen Spitze der Vereinigten Staaten, der Küste von Maine, der Bay von Passamaquoddy. Sein Hafen ist der schönste der Küste und wichtig durch seine Ausfuhr von Schiffbauholz nach dem übrigen Amerika und England.



EAST PORT UND PASSAMAQUODDY BAY
(VEREIN. STAATEN v. N.A.)

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Einundzwanzigster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1860. 184 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 43-49.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Elfter Band. Dritte Folge, erster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 164 S. 8°. S. 48-55.

Kano.

Südlich des 16. Grades n. Br. beginnt für Afrika eine neue Welt; denn erst unter diesem Himmelsstrich tritt man in tropisch üppige Landschaften ein. Wellenförmig zieht sich der breite Gürtel der furchtbaren Sahara quer über den Erdtheil; sein ertödtender Sand verhindert Fruchtbarkeit und Gedeihen der Pflanzenwelt, so weit er sich erstreckt, – und das ist genau so weit, als von der entgegengesetzten Seite her die Regengüsse des tropischen Frühlings oder der Regenzeit reichen. Das Wasser ist es, welches den Tropen ihre Fülle, ihren Reichthum gibt, das Wasser ist es, welches der Wüste fehlt, sein Mangel. Das, was sie zur Wüste macht. Verbunden mit der außerordentlichen Wärme jener Himmelsstriche und dem allbelebenden Sonnenlicht, wird es zu einem allmächtigen Zauberer, dessen Wirken gewaltig und märchenhaft ist. Selbst das starre, todte Gestein versteht es zu begrünen, selbst den Sand zu beleben; wo es zur Herrschaft gelangt ist, hat es ein Reich voller Pracht und Fülle, voller Märchen und Wunder erschaffen.

Es wird uns schwer, ein Land uns zu denken, in dem es niemals regnet, oder in welchem der wirklich einmal fallende Regen als überaus seltene Naturerscheinung angestaunt wird. Und gleichwohl müssen wir viele Länder der Sahara als solche regenlose betrachten. Von Norden herein sendet das Mittelmeer noch seine Gesandten, die regenschweren Wolken, in das dürre Land, und Tripolis, noch mehr aber die Atlasländer (deren Gebirge diese Meeresboten am Weiterziehen hindern und ihre befruchtenden Gaben ihnen abnöthigen), liegen noch unter dem Einflusse dieses Meeres und blühen und erzeugen; südlich von ihnen aber beginnt die todte Welt, das Meer des Sandes, einen Kampf mit dem Leben: dem Wasser. Sein Sieg muß den Tod und die Oede zur Folge haben, muß selbst ein Paradies in eine Wüste verwandeln.

Südlich des 16., hier und da bereits des 18. Grades n. Br. gestalten sich die Verhältnisse anders. Der dem Aequator zuwandernde Reisende bemerkt den Einfluß des unter dem entsetzlichsten Aufruhr der Elemente zeitweilig zur Erde herabrauschenden Wassers, sobald er jene Grenzen überschritten hat. Die Sandmeere verschwinden; die staubigen Ebenen, auf denen er bisher nur halbdürres Riedgras kümmern sah, bekleiden sich mit einem Pflanzenteppich, welcher anfangs allerdings noch spärlich ist, gar bald aber reicher und wechselvoller wird; selbst zwischen den glühenden Felsenmassen, deren trostlose Oede höchstens durch die prachtvollen Farben des Südens gemildert wird, sproßt es und keimt es; auch die Gipfel der Berge schmücken sich mit frischem Grün. In jedem Breitengrade, den man weiter durchwandert, begegnet man neuen Pflanzen; die Arten, so wie die einzelnen Gewächse werden zahlreicher. Je mehr man sich der Linie nähert, je flammender die Blitze, je heftiger die Regen werden, um so mehr steigert sich der Reichthum und die Fülle des pflanzlichen Lebens. Bereits unter dem 15. Grad n. Br. vereinigen sich die früher nur einsam, gleichsam verlassen an den Ufern der Ströme oder in den tieferen Niederungen stehenden Mimosen zu Wäldern und sie selbst erstarken zu gewaltigen, schattenreichen, herrlich blühenden und köstlich duftenden Bäumen. Die Ebenen deckt ein oft mannshoher Graswald, welchen einzelne Bäume und dichte Gesträuche überragen; in den Thälern geht die Steppe – denn diese tritt im Innern Afrika's an die Stelle der Wüste – jedes Mal zum Urwald über; und während nördlich nur die Ströme die Herzadern und Erhalter des Pflanzenlebens waren, wird letzteres südlich des 13. Grades n. Br. allgemein. Je früher die Wiederkehr der Regenzeit erfolgt, oder je länger sie währt, um so ähnli-

cher an Fülle und Schönheit wird der Pflanzenwuchs Afrikas dem der in aller Pracht und Ueppigkeit schwelgenden Tropenländer Amerikas. Die starken und häufigen Regen sättigen hier alle Gewächse hinlänglich, um das ganze Jahr hindurch in voller Frische fortleben zu können. Die unserem Winter gleichbedeutende Zeit der Dürre verliert mehr und mehr ihre vernichtende Gewalt, und die gleichsam noch immer durstige Pflanzenwelt der Steppe wird durch eine ächt tropische ersetzt, obwohl die Dürre auch hier noch mächtig genug ist, wenigstens einen Theil der Pflanzen für einige Wochen in Todesschlummer zu versenken.

Diese klimatischen Einwirkungen haben dem Innern Afrika's das Gepräge aufgedrückt, das es kennzeichnet. Im Westen wie im Osten, südlich des Gleichers[111], wie nördlich desselben, scheint es so ziemlich dasselbe zu sein. Das innere Afrika ist eine unermeßliche Steppe mit Urwäldern. Auf Meilen hin deckt Graswald die Ebene, auf kaum minder ausgedehnten Strecken dichter Urwald die Niederung. Die eine wie die andere gehen in einander über und ergänzen sich gegenseitig. Der Urwald ist nur als eine höhere Vegetationsstufe der Steppe anzusehen.

Mit diesem reichen Leben der Pflanzenwelt steht das der Thiere und des Menschen im innigsten Einklange. Elephant, Nashorn und Nilpferd, Giraffe und Antilope, Löwe und Leopard, Steppenhund und Steppenfuchs, Erdferkel und Schuppenthier, Pavian und Meerkatze, Geier und Adler mit Prachtgefieder, Papageien und Helmvögel, farbenreiche Bienenfresser und schimmernde Honigsauger, die Kolibri's Afrikas, merkwürdige Sänger, zahllose Hühner, Trappen und Laufvögel, unter denen der Strauß als Wundervogel obenan steht, wunderliche Störche, Flamingos, riesenhafte Reiher, der märchenhafte Schuhschnabel oder Wallfischkopf, Pelekane, Schlangenhalsvögel, Enten und Gänse, Schildkröten, Krokodile, riesige Eidechsen, Riesen- und Giftschlangen, tropische Frösche, furchtbare Skorpione, Taranteln, Tausendfüße und lebende Edelgesteine in Schmetterlings-, Bienen und Käfergestalt sind aus der Thierwelt die bezeichnenden Gestalten für diesen Reichthum, welcher weit mehr an das wassergesättigte Amerika, als an Afrika denken läßt. Auch der Mensch des Innern ist ein ganz anderer, als der der dürren Ränder oder des Südens von Afrika. In seinem ganzen Leben und Wesen ist der Reichthum seiner schönen Natur deutlich ausgedrückt; er ist weniger kräftig, weniger streng, weniger rechtlich, weniger muthig, weniger tapfer, als der Mann der Wüste oder des Nordens, aber er ist dafür fröhlicher, heiterer, leichtsinniger, leider freilich auch ausschweifender und lasterhafter, und weniger verläßlich, als jener. Sorglos lebt er in den Tag hinein; er bedarf wenig und seine Heimath bietet ihm Alles in Fülle, ja mehr, als er bedarf. Deshalb hat er auch nicht Ursache, sich um das irdische Besitzthum zu kümmern, obgleich er dies thut, sobald er einmal zur Herrschaft gelangt ist. Der unselige Sklavenhandel oder vielmehr die unselige Sitte, Sklaven zu halten, überhebt ihn der Arbeit und macht aus ihm einen in jeder Hinsicht leichtfertigen Gesell; jedoch ist der Grundzug seines Wesens so edel, daß diese Leichtfertigkeit selten zum Nachtheil ausartet. Es ist ein sehr großer Irrthum, in welchen wir noch heut zu Tage gewöhnlich verfallen, daß wir uns in den Bewohnern Centralafrikas lauter halb oder ganz wilde Barbaren ohne jegliche Spur von Gesittung, Glauben, Wissen und Bildung denken. Der größte Theil des Innern und der zugleich für uns wichtigste wird von betriebsamen, nach ihrer Weise hinlänglich gebildeten, Völkerschaften bewohnt, und es ist keineswegs übertrieben, wenn Reisende den Grad der Bildung der dunkeln innerafrikanischen Völkerschaften nicht nur weit über den anderer Erdtheile, sondern auch über den der dicht an Europa grenzenden Marokkaner stellen. Namentlich haben wir in neuerer Zeit an drei Orten die Betriebsamkeit und Regsamkeit, mit einem Worte die Bildung der innern Afrikaner, schätzen gelernt: in Timbuktu, Kano und Charthum[112], und gewiß verschließt das Binnenland noch mehre diesen ebenbürtige Städte. Die wichtigste unter den bekannten ist unstreitig Kano, das London Afrika's.

Kano liegt etwas nördlich von dem 12. Grad n. Br., fast unter dem 27. Grad östl. L. von Ferro[113] in der Landschaft gleichen Namens, welche als der Garten der Fellataländer[114] angesehen wird. Die

---

[111] Dt. für Äquator (von lat. aequus, -a, -um, gleich), der die Erdkugel in zwei gleich Hälften teilt.

[112] Khartum (arab. الخرطوم, al-Ḫarṭūm, „der Elefantenrüssel") im Sudan.

[113] Der Ferro-Meridian, der von der Antike an bis 1884 der verbreitetste Nullmeridian in Europa war; sein Name leitet sich von kanarischen Insel Ferro (span. El Hierro) ab.

[114] Fellata ist eine weitere Bezeichnung für das eigentl. nomadische, durchgängig muslim. Viehzüchtervolk der Fulbe (auch Fula oder Fulani).

Landschaft ist im hohen Grade anmuthig, sie ist ein wohl bebautes Land, mit zahlreichen Meiereien und reichbestandenen Feldern, zu denen sich üppige Urwaldungen gesellen. Außer der Hauptstadt soll sie noch 27 mit Mauern umgebene Städte und über ½ Million Bewohner haben. Gewaltige Mauern von 4 deutschen Meilen[115] im Umfang schließen die Hauptstadt ein, welche allerdings den durch die Wälle geschützten Raum bei weitem nicht ausfüllt, sondern nur als ein Zufluchtsort der gesammten umwohnenden Bevölkerung bei Kriegen betrachtet wird. Viele Wohnungen sind, wie die gewöhnlichen im Innern Afrika's: Strohhütten mit kegelförmigem Dach; allein zwischen ihnen finden sich auch viele Lehmgebäude, von denen einige sogar künstlerisch ausgeführt sind. Im Allgemeinen findet man beide Arten von Gebäuden unter einander gemischt, im südlichen Theile der Stadt aber sind die Hütten die vorherrschenden Wohnungen; die Lehmhäuser sind höchst unbequem gebaut und, wie es überall im Innern Afrikas gebräuchlich, möglichst nach außen abgeschlossen, demnach auch mit möglichst wenigen Fenstern versehen. Manche besitzen einen zweiten Stock, jedoch ist auch dieser nur sehr mangelhaft. Die Hofräume sind stets sehr klein.

Unser berühmter Landsmann *Dr.* Barth[116] schildert uns das Leben in Kano in sehr ansprechender Weise mit kurzen kräftigen Zügen: „Der Reisende zu Fuß kann sich keinen rechten Begriff von einer afrikanischen Stadt verschaffen, zu Pferde dagegen gewinnt er einen Blick in alle Hofräume und wird Augenzeuge der verschiedenen Geschäfte und Scenen des alltäglichen Lebens. So konnte ich denn auch heute von meinem Sattel aus all die verschiedenen Bilder des öffentlichen und Privatlebens überschauen, äußerlich von denen europäischer Städte durchaus verschieden, und doch wieder in den vielfachen Triebfedern so ähnlich. Hier reiche Buden mit feilschenden Käufern und Verkäufern, dort nackte, halb verhungerte Sklaven unter einem hürdenähnlichen Schattendach zum Verkaufe ausgeboten; Buden mit den schmackhaftesten Lebensbedürfnissen aller Art, auf die der darbende Arme begierig blickt; ein reicher Herr, in Seide und glänzende Gewänder gekleidet, auf einem edlen, reichgezäumten Rosse, gefolgt von einem Troß übermüthiger Sklaven, und wiederum ein armer Blinder, mühsam seinen Weg fühlend. Hier ein freundlich mit neuen Matten und Rohr eingefaßter Hofraum um eine reinliche, gemüthliche Hütte mit wohlgeglätteten Lehmmauern, eine sorgsam geflochtene Rohrthüre an das runde Thor gelehnt, ein sauberer Schuppen für die tägliche Hausarbeit, beschattet von einer sich weit ausbreitenden Alleluba[117], einer schönen Gonda[118] oder einer hohen Dattelpalme. Die Hausfrau im reinlichen schwarzen Baumwollenkleid, mit einem Knoten um die Brust befestigt, und mit zierlich geflochtenem Haar, geschäftig, die Mahlzeit für den abwesenden Mann zu bereiten oder Baumwolle zu spinnen, die Sklavinnen antreibend, mit dem Stampfen des Korns für das Mahl zu eilen, und umgeben von nackten spielenden Kindern und dem wohlgeordneten Hausrath der irdenen Töpfe und hölzernen Schalen und Schüsseln. Dort die heimathlose Buhlerin im bunten Kleiderschmuck, zahlreiche Perlenschnüre am Halse, das Haar phantastisch geputzt und mit einem Diadem umwunden, ihr vielfarbiges Gewand lose unter der Brust befestigt und lang im Sande nachschleppend; daneben wiederum ein kranker Ausgestoßener, mit Beulen oder der Elephantiasis[119] behaftet."

„In der Färberei waren die Männer beschäftigt, die Indigofarbe zu mischen, wohlgesättigte Hemden zum Trocknen aufzuhängen und die schon getrockneten in regelmäßig harmonischem Takt mit hölzernen Hämmern zu schlagen, um ihnen den feinsten Glanz zu verleihen. Ein Grobschmied schmiedete mit rohem Werk zeuge Dolche von bewundernswerther Schärfe, Speere mit starken Widerhaken, oder die nützlicheren Werk zeuge des Ackerbaues. Ueberall geschäftige Männer und Frauen und daneben träge Umhertreiber, in der Sonne sich streckend. – Dort kehrt ein zahlreicher Zug einheimischer Handelsreisender aus dem fernen Lande Gondja[120] heim, beladen mit der allgemein begehrten Guro-

---

[115] Hier ist sicherlich die Preußische Meile zu 7,5325 km gemeint.

[116] Der Geograph, Afrikaforscher und Philologe Heinrich Barth (1821–1865).

[117] Wohl der Afrikanische Affenbrotbaum (Adansonia digitata), auch Afrikanischer Baobab genannt.

[118] Wohl eine der zahlreichen Pycnostachis-Arten.

[119] Die Elephantiasis (griech. ελεφαντίασις, elephantíasis, in etwa „die Elefantenartigkeit", von ὁ ἐλέφας, ho eléphas, „der Elefant"), eine abnorme Vergrößerung eines Körperteils durch einen Lymphstau (Lymphödem).

[120] Gondja oder Ngbangje, damals ein in mehrere Provinzen eingeteiltes Reich im Norden der Goldküste, also im Norden des heutigen Ghana bzw. im Süden von Burkina Faso.

nuß[121], dem Kaffee des Sudan. Hier bricht eine Karawane, mit Natron befrachtet, nach Stupe[122] oder Nyffi[123] auf, oder ein Trupp Tuareg zieht zur Stadt hinaus, um Salz nach den Nachbarstädten zu bringen. Araber führen ihre schwer beladenen Kameele nach dem Quartier Ghadamsier, oder Sklaven schleppen einen seinem kläglichen Leben erlegenen Leidensgenossen hinaus, ihn in den Alles verschlingenden Sumpf Djakara zu werfen. Hier ein Trupp mehr prahlend als kriegerisch aussehender Reiter, nach dem Palast des Statthalters sprengend, ihm die Nachricht von einem Einfall des Sserki Ibram von Sinder[124] zu bringen; dort – eine weite Knochenstätte von Aas und Unrath aller Art."

„Kurz, überall das menschliche Leben in allen seinen verschiedenen Formen, Freude und Trauer, Gedeihen und Verderben im buntesten Gemisch. Alle Nationen, Gestalten und Farben waren vertreten: der olivenbraune Araber, der röthere Targi[125], der dunkle Bornuer, der leicht und schlank gebaute Fellani mit kleinen scharfen Zügen; dort die breiten Gesichter der derberen Wangaraua (Mandingo's)[126] oder eine große starkknochige Frau von Nyffi, hier die wohlgebaute, freundlich lächelnde Bahauscherin."

„Leider ist die Stadt in hohem Grade schmuzig, und die Aasgeier haben täglich viel zu thun, den Unrath der Bevölkerung aufzuräumen. Der große Sumpf Djakara in der Mitte der Stadt ist die allgemeine Gosse Kano's, in welche aller Unrath, aller Abfall, ja selbst die Leichname von Sklaven und Stieren niedergelegt werden."

Kano wird gegenwärtig von den Fulbe[127] beherrscht, welche die hier Habe oder Kochelan genannten Haussa[128] unterjochten. Außerdem wohnen viele Araber in der Stadt. Die gesammte Zahl ihrer Einwohner mag 30,800 betragen. Der Zudrang der Fremden und die Zahl der nur zuweilen hier Anwesenden ist jedoch so groß, daß in den Monaten Januar bis April oft mehr als 60,000 Menschen sich innerhalb der Mauern Kano's befinden mögen.

Kano ist die bedeutendste Handelsstadt der mittlern Negerlande nördlich vom Gleicher. Erzeugnisse und Handel der Waaren gehen hier Hand in Hand, und fast jede Familie hat ihren Antheil daran. Von hier aus reisen Karawanen bis Mursuk[129], Rhat, Tripolis, Barhirmi, Timbuktu und bis ins tiefste und unbekannteste Innere. Alle bessere Kleidung, welche man in Timbuktu trägt, kommt aus Kano, wo sie gefertigt und von wo aus sie auf ungeheuern Umwegen der Sicherheit halber versendet wird. Namentlich fertigt man baumwollene Zeuche in der Stadt selbst und in den zunächst gelegenen kleinen Ortschaften der Provinz von der hier einheimischen Pflanze, welche mit selbst gezogenem Indigo gefärbt wird. Aus diesen Zeuchen wird die verschiedene Kleidung der Inner-Afrikaner hergerichtet, und der Werth der Gesammterzeugnisse mag nach Barth an 300 Millionen Zahlmuscheln (Kurdis[130]) betragen. Allerdings sind dies bloß ungefähr 1200 Speciesthaler[131] nach unserem Gelde, allein wir müssen hierbei nothwendigerweise an die Summe der afrikanischen Zahlmittel und nicht an die unserigen denken. Einzelne Hemden, welche als besondere Schmuckstücke gelten, kosten 18–20,000 Kurdis. Außer diesen Gegenständen nennt Barth unter den Erzeugnissen Kano's noch folgende: sehr künstlich ge-

---

[121] Cola acuminata.

[122] Nicht ermittelt; da die heutige Schreibweise in den seltensten Fällen auch nur halbwegs der hier überlieferten entspricht, mußte oftmals auf eine weitere Recherche hinsichtlich von Eigen- und Ortsnamen verzichtet werden, zumal sich alle diesbezüglichen Bemühungen als weitestgehend aussichtslos herausstellten; lediglich die wenigen eruierten Eigen- wie Ortsnamen werden in Fußnoten berücksichtigt bzw. bestätigt.

[123] Nūpe.

[124] Sinder.

[125] Der Singular von Tuareg.

[126] Die Mandinka aus Mali.

[127] Siehe hierzu S. 41, Anm. 114.

[128] Die Hausa.

[129] Murzuq (arab. مرزق, Murzuq).

[130] Das Kaurigeld aus Kaurischnecken (Cypraeidae), das zu jener Zeit auch in Afrika weitverbreitet war.

[131] Der Maria-Theresien-Taler, dessen Silbergehalt ziemlich genau dem des Speciestalers entsprach, war im 19. Jhd. in weiten Teilen Afrikas sowie der arab. Welt anerkanntes Zahlungsmittel; in Afrika sogar bis weit ins 20. Jhd.

arbeitete Sandalen, sehr schön gegerbte Häute, röthlich gefärbte Schaffelle, welche über Tripolis selbst bis zu uns gelangen, die Einrahmung kleiner Spiegel, die von Tripolis aus nach Kano kommen, Anfertigung kleiner Schachteln und Büchsen aus Leder, allerhand Eisen, als Speere, Lanzen, Dolche, Ackergeräthschaften, Steigbügel und Zaumketten, selbst goldene und silberne Gegenstände, obgleich die edlen Metalle nur von Grobschmieden verarbeitet werden u. s. w. Unter den natürlichen Erzeugnissen, mit denen sich der Großhandel befaßt, sind das Negerkorn und Guro oder Guronuß die wichtigsten. Außerdem werden Sklaven ausgeführt und eine Menge von Gegenständen wenigstens aus- und durch Kano geführt. Aus dem Lande Aïr[132] kommen jährlich mindestens 3000 Kameelladungen Salz durch Kano, und von dem Mittelmeerland arabische Kleidungsstücke, Weihrauch, Gewürze, wohlriechende Oele, Kupfer, von welchem der Centner gegen einen Sklaven umgetauscht wird, von dem innern Lande Silber, Gold u. s. w., und aus Europa endlich Papier, Kattun, französische Seide, rothes Tuch aus Sachsen und aus Livorno, Glasperlen aus Böhmen und Venedig, Spiegel, Nadeln und Kurzwaaren von Nürnberg, Schwertklingen von Sohlingen, Rasirmesser aus Steiermark, Zucker aus Marseille.

Wie sehr dieser Handel dazu beiträgt, den allgemeinen Wohlstand zu heben, mag daraus hervorgehen, daß eine eingeborne Familie bei bescheidenen Ansprüchen mit 60,000 Kurdis oder 24 Speciesthalern das ganze Jahr lang bequem leben kann. Außer diesem Handel hat Kano noch Korn und Weide im Ueberfluß, und jeder seiner Bewohner Das, was er braucht, genügend: deshalb dürfen wir unbedingt Kano als eines der glücklichsten Länder der Erde ansehen.

Auch die Regierung ist hier nicht drückend, obwohl die Anmaßungen der herrschenden Klasse wie überall viel Ungerechtigkeit veranlassen. Der Statthalter oder Sserki regiert nicht unumschränkt, sondern ist einem Oberherrn, dem Sultan[133] von Ssockoto[134], verantwortlich, und jeder Unterthan, welcher sich in seinen Rechten gekränkt wähnt, kann versuchen, bis zu diesem vorzudringen. Im Uebrigen ist er allerdings die Spitze aller Behörden, sowohl was die Rechtspflege als das Soldatenleben anlangt. Unter ihm stehen der Ghalladima, nach unsern Begriffen Ministerpräsident, der Befehlshaber der Reiterei, Sserkin-n-dauakei oder Oberherr der Sklaven oben an. Auf sie folgen der Oberrichter, der Finanzminister und der Aufseher der Packochsen, welche Herren sämmtlich hohe, wichtige Stellen im Staate einnehmen und sämmtlich Fulbe sind, also alle den Herrschern angehören. Diese unterscheiden sich von der unterworfenen Bevölkerung durch den Widerwillen, dieselbe Kleidung mit ihnen zu tragen, stehen aber nicht an, die hübschen Töchter der Besiegten zu heirathen, obwohl sie niemals gestatten, daß das Umgekehrte stattfindet, und ein Mann ihrer Unterworfenen eine ihrer Töchter zur Ehe nimmt. Uebrigens gelten sie für feig, wahrscheinlich deshalb, weil sie durch das bequeme Leben in Kano viel von ihrer früheren Regsamkeit und Kühnheit verloren haben.

Diese zusammengedrängte Schilderung mag genügen, unsern deutschen Lesern den Begriff eines Staates zu geben, welcher, obwohl im Innern Afrikas gelegen und weit von allen gesitteten Ländern nach unsern Begriffen entfernt, dennoch in sich selbst unversiegbare Quellen des Wohlstandes und Wohlbefindens enthält, deren Ausfluß mehr oder minder Allen, Reichen und Armen, zu Gute kommt und in ihrer Weise zu vollkommen glücklichen Menschen macht.

---

[132] Das um 1449 von Berbern gegründete Sultanat Aïr bestand als solches nur bis 1591; danach geriet es zunehmend unter den Einfluß der Tuareg, lebte aber als eine Art Stammesföderation fort bis zur endgültigen Kolonialisierung durch die Franzosen im Jahre 1900.

[133] Siehe hierzu S. 8, Anm. 11.

[134] Das Kalifat von Sokoto oder auch Fulbe-Reich genannt, war ein islam. Staat der Fulbe (siehe hierzu S. 41, Anm. 114.) im Norden des heutigen Nigerias, der 1804 von Usman dan Fodio (arab. عثمان بن فودي, Uṯmān ibn Fūdī; 1754–1817) gegründet worden war und den größten Teil des Hausa-Landes umfaßte; mit einer Fläche von ca. 440.000 km² war er einer der flächenmäßig größten vorkolonialen Staaten auf dem afrikanischen Kontinent. 1903 wurde das Kalifat von den Briten annektiert.



KANO
(Sudan-Mittelafrika)

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Einundzwanzigster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1860. 184 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 53-58.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Zwölfter Band. Dritte Folge, zweiter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 156 S. 8°. S. 30-35.

Cilli[135].

Wir haben eines der anmuthigsten Thäler der Untersteiermark[136], das der San[137], vor uns. Der wilde, reißende Bergstrom, der aus der Felsenwiege der Sulzbacher Alpen[138] hervorstürmt, fließt zu unsern Füßen an der Stadt unseres Bildes vorüber, hinter deren Häusergruppen die weite Ebene des Santhals sich ausbreitet, im Hintergunde in schöner Aufsteigung begrenzt von den Rebenhügeln, schluchtenreichen Vorbergen, kühn emporragenden Häuptern und Höhenrücken des Bachergebirgs[139].

Der Künstler hat uns zur Beschauung der Herrlichkeiten des reizenden Rundbildes ein Plätzchen an dem steilen Abhange des Nikolaibergs[140] angewiesen, gleich oberhalb der Mauern des Kapuzinerklosters[141], dessen Dächer und Marterkreuz wir zunächst vor uns sehen. Es ist der günstigste Punkt, wenn es gilt, das Auge allein zu entzücken. Er beherrscht das viele Meilen umfassende Panorama von den schneebedeckten Hörnern und Kämmen der Sulzbacher Alpen, die wie Riesengrenzsäulen Kärnten, Krain und die Steiermark trennen, den ganzen Alpenzug des Bachergebirgs bis zu den Hügelreihen, welche aus dem Steierlande nach Ungarn und Kroatien hinüberziehen. Aus allen Seitenthälern und Schluchten springen frische Bäche, die Heimath köstlicher Forellen, zum Sanstrom hernieder, stattliche Flecken und Dörfer, Schlösser und Landhäuser sind zwischen die segenreichen Fluren hinein gestreut, und auf Hügeln und Bergen leuchten bald Kirchen und Kapellen, bald mahnen Burgentrümmer an die tröstliche Wahrheit, daß zwar Alles vergänglich ist, aber selbst das Vergehende noch zum Schmuck und – zur Mahnung dienen kann.

Der Rundblick von dieser Höhe aus ist entzückend, aber er entfernt uns vom Treiben der Menschen; er erhebt uns über die Wirrsale, in welchen die Gegenwart umherirrt, aber er läßt auch die Vergangenheit nicht so Wort kommen, wie sie dies gerade in Cilli vermag. Wir laden deshalb den Leser ein, uns zu einem andern Sandpunkt zu folgen: hinunter zu der Brücke, auf welcher das große Crucifix steht; sie bietet uns die Aussicht auf ein Stückchen Weltgeschichte und das Weltgeschick.

Wer auf der Kapuzinerbrücke zu Cilli steht und mit den Augen den grünen Fluthen des Stroms folgt, stößt mit dem Blick bald an eine Felsenreihe, über welche ein kräftiger Wald sich erhebt, wiederum von Felsen übergipfelt, und auf den schwindelnden Höhen ragen Thürme und Mauern mit öden Fensterhöhlen und im grauen Gewande einer untergegangenen Zeit: die Ruinen von Ober-Cilli[142], des einst prächtigsten Schlosses weit und breit, in welchem die Herren wohnten, die das ganze umliegende Land beherrschten, Fürsten zu Genossen und Kaiser zu Gönnern und Gästen hatten. Ihr Geschlecht ward

[135] Lat. Celaia; slow. Celje.

[136] Slow. Spodnja Štajerska, heute slovenska Štajerska.

[137] Slow. Savinja (dt. Sann).

[138] Die Steiner Alpen bzw. Kamniker Alpen (slow. Kamniške Alpe).

[139] Slow. Pohorje.

[140] Slow. Miklavški hrib.

[141] Slow. Kapucinski samostan Celje; 1609 begonnen, wurde der Klosterbau 1618 fertiggestellt, dient es noch heute als Kapuzinerkloster.

[142] Slow. Celjski grad.

„für ewige Zeiten“ zu Grafen von Cilli erhoben[143]. Dies geschah vor 519 Jahren, und schon seit 380 Jahren sind diese ewigen Zeiten vorüber, nichts ist von der Macht und Herrlichkeit erhalten, als jene Ruinen und in der deutschen Kirche Cilli's[144] der Thron der Grafen mit dem Sternenwappen und in einem Glasschranke hinterm Hochaltare – 18 Todtenköpfe der erlauchten hochseligen Herrscher.

Diesem Burgberge gegenüber, am andern Ufer der San, erhebt sich der Nikolaiberg. Seinen Gipfel schmückt ein armes Kirchlein. Wer aber das Fundament derselben untersucht, findet, daß umgestürzte Marmorsäulen den Grund ihrer Mauern bilden, und der Alterthumsforscher will daher wohl nicht mit Unrecht hier die Stätte erkennen, auf welcher einst ein im weiten Reiche berühmter Marstempel der Römer prangte. Denn Cilli, die jetzt unbedeutende österreichische Provinzialstadt, war zur Römerzeit ein angesehener Ort. Kaiser Claudius[145] gründete hier eine Kolonie für die römischen Legionen, aus ihr entwickelte sich die Stadt Claudia Celeja, die allgemach ein weit größeres Gebiet bedeckte, als das heutige Cilli, und in welcher mächtige Prokonsuln ihren Sitz aufgeschlagen hatten, wie Pertinax[146], Septimius Severus[147], Valerianus[148] und Aurelianus[149], die sich sämmtlich den Weg zum Kaiserthron bahnten. Der römische Glanz Cilli's erblich in den Stürmen der Völkerwanderung, nichts hat sich erhalten von allem Schmuck der Kunst an den Prachtbauten des Luxus, als wenige Trümmer, die, seit Karl der Große[150] die neue Stadt auf den Trümmern der alten gegründet, nach und nach aus dem Schutt hervorgezogen und ohne Wahl und Sorge für deren Erhaltung in die ersten besten Neubauten eingemauert wurden. Nur ein Werk jener Römer, die vor Allem bei ihren Städtebauten für die Gesundheit ihrer Bürger sorgten, ist ein kostbares Geschenk für die jetzigen Bewohner geworden: die Kloakenleitung, die man im Jahre 1822 wieder auffand und, soweit die jetzige Stadt reicht, wieder nutzbar machte. Das Gewölbe derselben ist von weißem Marmor des Bachergebirgs und im Lichten fünf Fuß hoch. So hat Cilli aus dem Heidenthume die beste Gabe seiner Vergangenheit empfangen. Das Mittelalter hat ihm nur noch eine Sehenswürdigkeit verliehen: die Seitenkapelle[151] der Hauptkirche[152], die Keiner ungesehen lassen sollte, der des Weges kommt und für eine reine Perle der altdeutschen Baukunst und Skulptur ein Auge hat.

Verweilen wir länger auf der San-Brücke, so kann uns noch mancherlei begegnen, was uns in das Herz greift und bald mit Jammer, bald mit Hoffnung erfüllt. Zur Rechten, von wo wir zu unserm Standpunkt herabgestiegen sind, ragen die grauen Mauern des Kapuzinerklosters über das lachende Grün des Hügels empor. Ganze Züge von wendischen[153] Landleuten wallen, die Rosenkränze zwischen den Fingern und Gebete murmelnd, an uns vorüber, der hohen Pforte der Klosterkirche zu. Es ist nicht Sonntag, die Geistlichkeit hat dafür gesorgt, das „Bete und arbeite“[154] so zu verdrehen, daß aus dem Gebet selbst

[143] Die Grafen von Cilli (Celjski grofje) herrschten über die Grafschaft seit ihrer Belehnung im Jahre 1341 bis 1456, dem Jahr Ermordung des letzten Grafen von Cilli.

[144] Die Kirche Mariä Himmelfahrt (slow. Cerkev Marijinega vnebovzetja) aus dem 13. Jhd.

[145] Tiberius Claudius Caesar Augustus Germanicus (10 v. Chr.–54 n. Chr.; wohl ermordet), seit 41 n. Chr. römischer Kaiser; er hatte Celaia im Jahre 46 n. Chr. zum Municipium (eine von Rom abhängige Stadt) erhoben.

[146] Publius Helvius Pertinax (126–193; ermordet), im Jahre 193 (das 2. Vierkaiserjahr) römischer Kaiser.

[147] Lucius Septimius Severus Pertinax (146–211), seit 193 (s. o.) römischer Kaiser.

[148] Publius Licinius Valerianus († nach 260; wohl hingerichtet), seit 253 römischer Kaiser.

[149] Lucius Domitius Aurelianus (214–275; ermordet), seit 270 römischer Kaiser.

[150] Karl der Große (747 o. 748–814), seit 768 bis 814 König des Fränkischen Reichs, ab 800 Kaiser.

[151] Die Marienkapelle (slow. Kapela Žalostne Matere Božje, Kapelle der Schmerzhaften Muttergottes).

[152] Die Kirche St. Daniel (slow. Sv. Danijel) aus dem frühen 14. Jhd; mit der Einrichtung des Bistums Celje wurde die Kirche am 7. April 2006 zur Kathedrale erhoben.

[153] Hier für „slowenisch“; die Slowenen werden in Österreich immer noch als „Windische“ bezeichnet.

[154] Lat. „ora et labora“; das berühmte Diktum entstammt allerdings so nicht der Regel (lat. Regula Benedicti, RB) des Hl. Benedikt von Nursia (ital. Benedetto di Norcia; ca. 480–547), wie zumeist behauptet, sondern wird darin lediglich inhaltl. eindeutigst vorgegeben: „Ergo nihil operi Dei praeponatur / Dem Gottesdienst soll nichts vorgezogen werden.“ (RB 43, 3); „Otiositas inimica est animæ, et ideo certis temporibus occupari debent fratres in labore manuum, certis iterum horis in lectione divina. / Müßiggang ist der Seele Feind. Deshalb sollen die Brüder zu bestimmten Zeiten mit Handarbeit, zu bestimmten Stunden mit heiliger Lesung beschäftigt sein.“ (RB 48, 1-3).

eine Arbeit für das arme blinde Volk geworden ist. Man läßt an rauschenden Bächen das Gras der Wiesen verdorren, um den Himmel um Regen anzuflehen, und legt die Wachsnachbildungen der kranken Gliedmaßen vor dem Altar des Heiligen nieder, anstatt den Arzt mit seiner Wissenschaft zu Hülfe zu rufen; man beichtet dem Mönche Sünden, die er vergibt, bis man zu sündigen gewohnt wird, damit der Priester etwas zu vergeben habe. Dazu ist das Betteln, sonst von dem Sittengerichte aller Völker nur den ärmsten Erwerbsunfähigen zu Gute gehalten, von dem Alles entsittlichenden Pfaffengeist Männern in voller Kraft als „gutes Werk“ gestattet und vom armen blinden Volke als solches heilig gehalten. Gibt es noch häßlichere Gedanken, als den: daß ein gesunder und arbeitsfähiger Mensch zum Besten des Seelenheils seiner Mitmenschen, über welches eine als allweise, allgütig und allmächtig anerkannte Gottheit allein zu verfügen hat, sich zu faullenzen und zu betteln berufen fühlen kann? So oft ich die Terrasse des Kapuzinerklosters bestieg, von wo Gottes Segen auf Erden in solch herrlichem Bilde zu überschauen ist, zog sich der Flor der Trauer vor mein Auge über die Starrheit des Wahns, die, zum Ringen unfähig, durch die Gewalt des bessern Geistes der Zeit nur gebrochen werden kann. Ein bettelnder Mönch und ein knieerutschendes Volk – Leser, ich müßte dich hassen, wenn dir dieser Anblick die Zornader nicht schwellte; mir ist um beider willen diese Kapuzinerbrücke mehr als eine der vielen, die ich überschritten habe, und mehr als die in Venedig, – beim Gedanken an die hohe göttliche Bestimmung der Menschheit zum Menschenthum und beim Anschauen der absichtlichen Verkrüppelung des Menschengeistes – eine Seufzerbrücke geworden.

Bitterer noch steigt es in der Brust auf, wenn wir, zur Linken hin, jenseits der San und der Vogleina[155], die hier in jene mündet, den Blick wenden. Von dorther erschallen Gesänge, die weißen Kopftücher der Landfrauen schimmern in langen Reihen herüber, unterbrochen von schwarzen Männergruppen: dort führt einer der zahllosen Heiligenfeiertage das arme blinde Volk zum Calvarienberg. Die Nachbildung des Leidensgangs, der Marterstationen des Stifters unserer Religion gibt der Priesterschaft Veranlassung zu religiösen Aufzügen, zu welchen ganze Gemeinden sich unter Anführung ihrer Seelsorger vereinigen. Dies ist keine Sitte, die wir beklagen. Jede öffentliche Genossenschaft hat das Recht des öffentlichen Lebens; und je südlicher das Land, je beständiger die Klarheit des Himmels, desto lieber sieht das Volk sich im Freien und in Masse. Unser Zug von frommen Wallern steigt jenseits der letzten Station, welche die drei Kreuze von Golgatha darstellt, höher den Berg hinan, auf dessen Kuppe dem heiligen Joseph, dem „Nährvater“, eine Kirche und ein Klösterlein[156] erbaut ist, und gibt in jenen heiligen Räumen das Heil seiner Seelen in die Pflege einer Genossenschaft Jesuiten[157]. Wie gut erscheint das arme Kapuzinerkloster dieser Nachbarschaft gegenüber; dort begnügt man sich mit der Verwahrlosung, hier übt man die Korrumpirung der Geister, und weder das Eine noch das Andere geschieht um bloßen Gotteslohn.

Es ist in der gesitteten Welt ein unbestrittener Grundsatz, daß das irdische Heil, die materielle Wohlfahrt eines Volks, mit der Stufe seiner intellektuellen Bildung und diese mit der Literatur gleiche Höhe zu halten pflegt, und letztere wird am sichersten angezeigt durch die in das Volk dringende Masse belehrender und veredelnder Schriften. Die Sprachen der großen Kulturnationen sind literarisch ausgebildet, jede derselben beherrscht ein großes Gebiet und bewahrt einen großen, ja unermeßlichen geistigen Schatz. Anders ist dies mit den slavischen Sprachen, von denen noch keine es zu einer bedeutenden Literaturhöhe gebracht hat; Russen, Polen und Czechen sind am weitesten vorgeschritten, aber noch immer nimmt der Bedarf der Kirche und der Schule den breitesten Raum auf ihrem Büchermarkte ein. Noch armseliger steht es damit bei den einzelnen slavischen Dialekten, wie namentlich bei dem der Wenden Untersteiermarks. Hier sorgt die Presse, außer für den geschäftlichen Alltagsbedarf, aus-

---

[155] Slow. Voglajna.

[156] Slow. Cerkev in Dom Sv. Jožef; die Anlage war 1681 fertiggestellt worden und stand seit 1852 unter der Obhut der Lazaristen (lat. Congregatio Missionis; CM), nach ihrem Gründer, dem Hl. Vinzenz von Paul (frz. Vincent de Paul; 1581–1660), auch Vinzentiner genannt; von Jesuiten (s. u.) kann also keine Rede sein.

[157] Das Narrativ der jesuitischen Weltverschwörung kam im prot. Deutschland kurz nach der Gründung des dezidiert gegenreformatorischen kath. Ordens im Jahre 1540 auf und hielt sich bis weit ins 20. Jhd. Nachhaltig verstärkt wurde diese Form des Anti-Jesuitismus durch eine 1614 in Krakau erschienene Fälschung von angeblich internen „Monita secreta / Geheime Ermahnungen“, die der aus dem Orden ausgeschlossene Hieronymus Zahorowski (1582–1634) herausgeben hatte.

schließlich für den Glauben und den Aberglauben: Kalender, Gebet- und Heiligenbücher und Traumdeuter stehen allein im Schauladen der Buchhändler und Buchbinder in Cilli, der wendischen Hauptstadt, aus. Hieher sind diejenigen deutschen Publicisten zu führen, welche der österreichischen Regierung ihre Germanisirungsversuche auf slavischem Gebiete zum Vorwurfe machten; hier können sie die Glückseligkeit der Bewahrung der Nationalitäten und Nationalitätchen kennen lernen und sich zugleich überzeugen, daß sie im engsten Bunde mit der Priesterschaft stehen und gemeinsam mit ihr für die Absperrung der Aufklärung und das Niederhalten der Volksentwickelung in geistiger und materieller Beziehung wirken. Seit dem Jahre 48[158] ist in den meisten Schulen der slavischen Länder der slavische Unterricht wieder eingeführt, das wenige Deutsch, welches auf dem Lande verstanden wird, bringen die Soldaten aus den Kompagnieschulen mit heim, und nur in den Städten und Marktflecken ist das Deutsche die vorherrschende Umgangssprache. Gleichwohl wird in Cilli selbst nur in einer Kirche deutsch gepredigt, und als seit der Einführung des Konkordats[159] der Einfluß der Geistlichkeit auf den Volksschulunterricht ein fast unumschränkter geworden ist, so wird die Regel wenige Ausnahmen haben, daß man in jedem Geistlichen einen Feind der deutschen Sprache und Literatur zu erkennen hat. Die vernünftigen Männer unter dem an sich reich begabten Volke sind selbst gegen diese Anordnung; sie äußern ihr Bedauern laut über die Vernachlässigung des deutschen Unterrichts, sie fühlen, wie eng eingegrenzt im Erwerb und Verkehr sie durch den Mangel der Kenntniß der deutschen Sprache sind, wie weit sie in Bildung und Wohlstand gegen ihre deutschen Nachbarn in Obersteier und Kärnten zurückbleiben und wie gefährlich für das Volk die Armuth an Belehrungsmitteln ist, die sie in allen Lebenslagen vom Geistlichen ab hängig erhält. Daher ist auch die Macht der Priesterschaft nirgends größer, als hier, nirgends begegnet man häufigeren und zahlreicheren Prozessionen und anderen kirchlichen Andachtsübungen und nirgends steht der Wohl stand tiefer; die fabelhafte Fruchtbarkeit der Thäler und Weinberge allein bewahrt die an sich verhältnißmäßig arme Bevölkerung des Landes vor dem Nothstande, welcher in anderen Gebirgsländern durch Uebervölkerung veranlaßt wird. Daß aber die wohlgepflegte Freundschaft des Priesterthums dem österreichischen Staate bis jetzt so wenig Heil gebracht hat, wie dem Kirchenstaate[160], dafür zeugt die Gegenwart des Kaiserreichs[161] mit wahrhaft er schreckenden Thatsachen.

Solche Gedanken kommen Dir auf der Sanbrücke, lieber Leser. Die Burgen siehst Du von den Bergen gesunken, die Vesten des geistlichen Herrscherthums, Klöster und Kapellen, erhoben sich an ihrer Statt, und ihre Macht reicht weiter und greift tiefer, als je die Willkür ritterlicher Dynasten vermocht hat. Man würde der Aussicht nicht froh, wenn nicht der Geist der neuen Zeit, der allen Geistern der Menschen, bis zu denen er vor dringt, sein energisches „Vorwärts!" zuruft, auch durch dieses Thal seine Spur gezogen hätte. Zwischen den Trümmern des Römertempels und des Grafenschlosses und zwischen den Hemmketten und Schlagbäumen des Kapuziner- und des Jesuitenklosters braust das Feuerroß der Dampfkraft auf der eisernen Bahn[162] dahin und trägt auf ehernen Rädern frisches Leben in alle

[158] Dem Revolutionsjahr 1848/49.

[159] Das am 18. August 1855 zwischen Österreich und dem Heiligen Stuhl geschlossene Konkordat, das vom prot. Deutschland als Unterwerfung unter den Papst gewertet wurde.

[160] Lat. Status Ecclesiasticus; ital. Stato Pontificio; ein von 756 bis 1870 unabhängiges Staatengebilde innerhalb Italiens; der nach einem revolutionären Zwischenspiel 1849 wiederhergestellte Kirchenstaat vermochte seitdem nur noch Dank seiner Schutzmacht Österreich weiterzubestehen. Nachdem dieses jedoch 1859 den Sardinischen Krieg (s. u.) verloren hatte, ging die Schutzherrschaft an Frankreich über, das militär. aber nur für die Sicherheit Latiums zu bürgen bereit war; weite Teile des außerhalb gelegenen Territoriums wurden dann nach der von den päpstl. Truppen verlorenen Schlacht von Castelfidardo am 18. September 1860 vom Königreich Sardinien-Piemont annektiert, aus dem dann am 17. März 1861 das Königreich Italien hervorgehen sollte. Der staatsrechl. Nachfolger des Kirchenstaats ist der Stato della Città del Vaticano (lat. Status Civitatis Vaticanæ).

[161] Nach dem Sardinischen Krieg vom 17. April bis 12. Juli 1859 zwischen Österreich auf der einen Seite und Sardinien-Piemont und Frankreich auf der Gegenseite. Er endete nach der am 24. Juni 1859 für Österreich verlorenen Schlacht bei Solferino mit dem Frieden von Villafranca vom 11. Juli 1859, in dem Österreich zwar das Königreich Lombardei abtreten mußte, doch Venetien bis 1866 behielt.

[162] Mit der Eröffnung der Österreichischen Südbahn (Wien–Triest) am 27. April 1846 war Cilli an das Eisenbahnnetz angeschlossen worden.

Länder, es zerreißt die Hemmketten der Aufklärung, rennt die Schlag Bäume der Bildung nieder, bricht die Vesten der Verdummung und vor ihr erzittern die Bollwerke des Aberglaubens und jeder geistigen Knechtschaft. Es ist ein herzerhebender Anblick, wenn die sprühende Lokomotive den Menschenstrom aus hundert Ländern zwischen Jesuiten und Kapuzinern unaufhaltsam dahin reißt, des Nordens und des Südens Hände sich fassen und drücken zwischen Ruinen der Vergangenheit und dem erwachenden Leben der Gegenwart. Mit dem Dampfroß fährt der Geist, und der Geist wird in die Köpfe fahren, wie eng und fest sie auch der Mantel der künstlichen Nacht bis jetzt umhüllt haben mag.

Damit scheiden wir von unserem lieblichen Bilde, das uns von dem schönen Oesterreich ein so schönes Stück vor Augen hält. Der reiche Staat liegt in diesem Augenblick in seiner tiefsten Noth; zur Erkenntniß seines Reichthums führt ihn kein Priesterwort: es muß ihm neues Leben gegeben werden durch der Freiheit Geist. Weder Jesuiten- noch Kapuzinerklöster senden ihm den Retter. Wenn nicht der Geist, der dem Dampfroß die siegreiche Kraft verlieh, der die Bahnen öffnet durch die verrostetsten Schlösser der Vorurtheile und der Selbstsucht und jede Gasse zu einer Gasse der Freiheit macht, wenn nicht dieser Geist die Krone des Reichs erleuchtet, so werden die Trümmer der Grafenburg das Bild des Schicksals sein, das dem Reiche droht. Man hat dem Buch staben zu lange gehuldigt, und nun man spürt, daß er tödtet, kann allein die Erkenntniß retten, daß nur der Geist lebendig macht.


CILLI

Aus d.Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Einundzwanzigster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1860. 184 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 58f.

Mauch-Chunk[163]

in Pennsylvanien.

Bewegung – heißt die Losung unserer Zeit. Der Reichthum verliert seinen Kurs in der Welt, wenn er sich zur Trägheit gesellt, der Besitz todter Schätze gibt keine Berechtigung mehr, etwas gelten zu wollen, und nicht mehr wird der Werth, die Macht und der Einfluß des Menschen mit demselben Maß ausgemessen, wie sein in fester Truhe geborgenes edles Metall. Die Potenz der weilenden Kräfte, welche uns inne wohnt, ist fortan der Werthmesser für die Anerkennung der Mitwelt, nur auf der Höhe schaffender Thätigkeit lassen sich noch die Ziele erkennen, nach denen alle Bestrebungen der Zeit hindrängen und nur Bewegung verleiht noch Erfolge. Deshalb sind's vor allen die Faktoren des Dampfes, Kohlen, Wasser und Eisen, welche als die wunderthätigen Hebel im Dienst des Menschengeistes die großen sichtbaren Werke der Civilisation vollbringen und das allmächtige Triumvirat bilden, das die Dynastie des Goldes entthront hat und die heutige Welt regiert.

Seit der Zeit haben die unterirdischen schwarzen Schätze keine Ruhe mehr in ihren dunkeln Kammern. Unablässig werden die Eingeweide der Erde von den Schatzgräbern mit Grubenlicht und scharfer Wehr durch wühlt, die Leichen der vorweltlichen Wälder erstehen aus ihren Gräbern und werden zum höchsten Dienst menschlichen Erfindungsgeistes berufen.

Eine solche erst zum kleinen Theil erforschte Schatzkammer birgt der blühende Boden Pennsylvaniens, das große Kohlenmagazin des östlichen Amerika, die säugende Amme seiner zu Riesengröße wachsenden Industrie, seiner Dampfflotten zu Meer, See und Fluß, seiner die Wälder lichtenden Sägewerke und die Frucht der Prairien zermalmenden Walzmühlen. Mauch-Chunk, das kleine freundliche Oertchen am Lehigh, heißt einer der Schlüssel und Zugänge zu dieser Schatzkammer und zwar ist die Spitze des 1 tausend Fuß aufsteigenden Berges das Thor zu der großen Stadt Mauch-Chunk unter der Erde. Von dort aus wird ein 50 Fuß starkes Anthracitflötz in so großer Ausdehnung abgebaut, daß in einem Jahr (1851) nahe 1 Million Tonnen (20 Millionen Centner) ihrer Lagerstätte entrissen und auf dem Lehigh verschifft wurden. Es ist dies mehr als die gesammte Produktion des Königreichs Sachsen.

Eine Eisenbahn führt auf die Spitze des Berges, welche als ein Meisterstück von Ingeniosität gilt, da der ganze ungeheuere Verkehr auf ihr ohne irgend welche andere Hülfe bewegt wird, als das geschickt verwendete Gewicht der hinabfahrenden Wagen.

Die bergmännische Bevölkerung des Ortes beträgt 4000. – Die Gruben gehören alle der reichen Lehigh Coal-Company.

[163] 1818 von der Lehigh Coal and Navigation Company gegründet, wurde das Städtchen 1953 nach dem Olympiasieger und Baseballspieler Jim Thorpe (1887–1953) benannt.



MAUCH - CHUNK

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhn. Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Einundzwanzigster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1860. 184 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 73.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Zwölfter Band. Dritte Folge, zweiter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 156 S. 8°. S. 65.

Die Sibyllengrotte[164] bei Hoboken.

Hoboken ist das Ghetto der „Dutchmen“[165], welche der stickende Staub, die versengende, von den hellen Häusermauern reflektirende Sonnengluth, das lärmende Gewühl der Fuhrwerke, der Rauch und das Getöse der Fabriken, Schmuz, Rohheit, Sittenverderbniß und wie die dunkeln Kehrseiten einer glänzenden Welt- und Seestadt alle heißen mögen, aus den Straßen Newyorks verbannt in die frische Luft, unter den reinen Himmel, in die Sabbathstille des anmuthigen jenseitigen Gestades des Hudson. Dort lebt der wohlhabende Deutsche, der Kaufmann namentlich, nachdem er sein Bureau in Newyork, den Behälter seiner Arbeit und Sorge, hinter sich hat, ein ächt deutsches Leben, mit allen Reizen der Geselligkeit, mit aller Innigkeit des Familienkultus, mit allen Vorzügen seiner Gemüthsbildung, die er aus dem Vaterland mitgebracht hat; nur hat sein äußeres Leben die edlere Form angenommen, welche von der Verfeinerung des Lebensgenusses, von der allgemein höhern Lebensstellung dort bedingt wird. Dem Yankee ist es in solcher Atmosphäre nicht wohl und der Deutsche ist ihm nicht gram, daß er ihn in seinem Hoboken nicht heimsucht.

Die Sibyllengrotte ist eine liebliche Uferpartie des Hudson an einem der besuchtesten Spaziergänge der Hobokener. An freundlichen Tagen kann man darauf rechnen, dort deutsche Familien-Pikeniks[166], Tanzpartien auf dem Rasen, spielende Kinderhaufen und Gruppen heiterer Spaziergänger anzutreffen, Erscheinungen, die anderswo in einer amerikanischen Stadt zum Unerhörten gehören. – Fraglich ist's freilich, wie lange noch der Deutsche ein solches Plätzchen der Zurückgezogenheit für sich bewahren kann, denn schon spricht man von Anlegung von Docks und Waarenhäusern an diesem Ufer des Hudson, da am gegenüberliegenden die sich drängenden Schiffe keinen Raum mehr finden. – Adieu dann, du verstecktes liebliches Plätzchen, du Grotte der Hobokener Sibylle!

[164] Engl. Sybil's Cave, ein vom John Stevens (1749–1838), ein Veteran des amerik. Unabhängigkeitskrieges, im Jahre 1832 gegründetes Bad mit Hotel und Gaststätte.

[165] Amerik. veraltet (und herabsetzend) für Deutsche.

[166] Picknick (von frz. pique-nique; zusammengesetzt aus frz. piquer, aufpicken und nique, Kleinigkeit).



DIE SYBILLEN GROTTE BEI HOBOKEN
AM HUDSON

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Einundzwanzigster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1860. 184 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 74.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Elfter Band. Dritte Folge, erster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 164 S. 8°. S. 90f.

Das Zillerthal.

Wenn du das Innthal hinauf wanderst in's prächtige Land Tyrol, und hast endlich den Ort Straß erreicht, so siehst du links ein weites lichtes Thal sich öffnen: dahinein geht unser Weg. Wie sanft und lieblich wandelt sich's hier! Wie lebensvoll und jugendkräftig ist Alles! Hast du je blumigere und saftigere Wiesen gesehen oder schwellendere Saatfelder? Wie ein Park steigen die Pflanzungen, die herrlichsten Ahorn-, Linden- und Wallnußbäume, hüben wie drüben den Bergabhang hinan. Nirgends ein kahler Felsen oder ein Bergriß, selbst die jäheren Halden überdeckt von einem Mattenteppich! Hie und da schaut aus grüner Gartenumgebung ein freundliches Dorf mit spitzem Kirchthurm hervor, während zahllose Einzelansiedlungen, in reizender Lage, bis zum Hochwald hinansteigen, über den die kahlen Zinken des Hochgebirges sich erheben. Schau, das ist das Zillerthal, das schönste Thal im ganzen nördlichen Tyrol, dazu bewohnt von den hübschesten, fleißigsten und lustigsten Menschen weit und breit. Du sollst dich davon überzeugen, wenn wir dort in Fügen, einem Hauptorte des Thals, Rast machen.

In Fügen ist's hübsch. Wie schmuck im Grün der Obstbäume die Häuser aussehen, mit ihren überhängenden Schindeldächern und den Blumengärtchen davor, in denen Levkoien, Rosen- und Nelkenstöcke prangen, die Lieblingsblumen des Tyrolers. Und wenn gar am Abend, besonders am Sonntag, Mädchen und Buben vor den Thüren sitzen, lachend und kosend, oder die Zither schlagend und Schnadahüpfln singend (du weißt ja von daheim aus, wie gern und schön man im Zillerthal singt!) – dann ist's allerliebst. Du darfst schon näher treten und sie begrüßen. Sie hören's gern, daß es dir bei ihnen gefällt, und bekräftigen es treuherzig: „Ja im Zillnthal isch fein!" Ja, wahrlich! und fein sind sie selber, die stattlichen Buben wie die rothbackigen Mädchen im netten Sammtspenser und kurzen Rock, auf dem Kopf den spitzen Hut, der die klugen Augen beschattet.

Willst du weiter, bis Zell, dem zweiten Flecken des Thals, oder bis Mayrhofen – wieder dieselben lieblichen Bilder, dieselbe krystallene Frische, dasselbe schimmernde duftige Grün, dieselben saubern, netten Dörfer, – und hinter Mayrhofen das Durthal, das Stilrupthal, den Zillergrund hinauf, wo die Ahornspitz, das Hörnlejoch, der Krimmlertauern mit ihren Schneefeldern und glänzenden Fernern[167] emporragen, – die guten Leute zeigen dir wohl den Weg. Ich gehe diesmal nicht weiter mit.

[167] Veraltet für Gletscher.



DAS ZILLERTHAL

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 206-208.

Zell im Zillerthale.

Nicht nur die Schönheit der Natur, auch die Lebenslust und kecke heitere Frische der Bewohner hat Viel dazu beigetragen, das Zillerthal zu einer der allerberühmtesten Gegenden Tyrols zu machen.

Was die landschaftlichen Reize anbelangt, so sind sie allerdings beträchtlich; nicht aber in Vergleich zu stellen mit so manchen anderen in großartigen Alpenthälern. Man kann sagen, die Zillerthaler selbst als kecke Weltfahrer mit Fußteppichen, Peitschenstielen und echten, sowie ganz besonders nachgemachten gemsledernen Handschuhen, holten die Reisenden eigentlich erst herbei. Die Leute der civilisirten Welt wurden neugierig, die Heimathstätte jener gesunden, halb naiven, halb unverschämten Naturburschen und auch höchst natürlichen Jungfrauen kennen zu lernen, von welchen sie auf allen Jahrmärkten und Messen mit dem vertraulichen „Du“ angeredet wurden, – eine unschuldige Manierirtheit, die sich wie im vorliegenden Fall um so besser macht, wenn die Ausübenden ein knappes Nationalkostüm und einen spitzen Hut mit Sträußel und Gemsbart tragen und dabei gar kecke Lieder singen. Gesang war stets ihre hellste Lebenslust und der Tanz, unterbrochen durch Trutzlieder und nachfolgende Abmessung der größeren Körperkraft, wegen des Besitzes einer schönen Tänzerin, wurde nicht dabei vergessen. Sie theilten diesen Lebensmuth und Uebermuth am meisten mit den Bewohnern des Innthales und Pusterthales, Gegenden, wo noch immer am meisten gejodelt, getanzt und gerauft wird, so sehr sich auch die Geistlichkeit bemüht, den Leuten eine bessere Moral an-, und ihren letzten Rest erlaubter und unerlaubter Fröhlichkeit abzugewöhnen.

Das Zillerthal hatte das Glück, am längsten von diesen kirchlichen Bestrebungen verschont zu bleiben, denn es stand beinahe tausend Jahre lang unter der Zuchtruthe des Erzbisthums Salzburg, die deswegen sich ungemein mild und tolerant erwies, weil sie nicht lang genug war, um ohne Unbequemlichkeit der Verwaltungsbehörden von Salzburg bis nach dem entlegenen Zillergau hinüber zu reichen.

So war das Zillerthal, obgleich man es nicht versäumte, sich die Abgaben einzufordern, so ziemlich vergessen; man überließ es dem Genius seiner eigenen Moral und Selbsterziehung, und diese ist nicht immer eine sehr strenge gewesen. Im Gegentheil ging es sehr heiter und ungenirt in diesen romantischen Gründen zu, und trotzdem später eine obrigkeitliche Erziehung nachkam, rühmen noch heute die Tyrolerbursche, daß die Zillerthaler „Maidli“ nicht blos schön, sondern auch von Herzen gut und lieber kokett, als abstoßend sind. Jedenfalls besitzen sie dabei eine große ungekünstelte Naivität, wie schon ihre Fähigkeit beweist, ohne Verlegenheit den fremden Reisenden Volkslieder vorzutragen, deren kühner Inhalt schwerlich in der Pfarrschule erlernt sein kann. Auch hierin liegt Kraft und ursprüngliche Gesundheit, mehr geeignet, von der Ueberkultur beneidet, als verspottet zu werden.

Diese Kraft aber tobte früher in freilich weit größeren Unternehmungen aus, als jetzt. Ich ziele damit auf ein echtes Volksfest, ganz für einen Hirtenstamm geeignet und würdig, daß es schon zu Jakobs Zeiten ausgeübt worden wäre; obgleich dazu die alttestamentarischen Heerden und ihre Hüter schwerlich, wie der Aelpler sagt, „Schneid und Couraschi“ genug gehabt haben würden.

Damals war es für den Reisenden eine Lust, von Straß im Innthal aus, am Zillerbach aufwärts das schöne, von hohen, weit zurückgelagerten Bergzügen umgebene, tannenrauschende Zillerthal zu durch-


P. Ahrens gez. u. gest.
ZELL IM ZILLERTHALE
Bibliograph. Institut. Hildburghausen.

wandern, und gerade jenen für die Bewohner so erhabenen Tag abzupassen, wo diese über die männliche Ehre und Kriegstüchtigkeit zweier ihrer größten Gemeinden feierlich entschieden. An allen Enden regte und belebte sich's im Thal; aus den vielen kleinen Gehöften und Bergháuseln, selbst aus den Köhlerhütten am Walde kamen Neugierige festlich gekleidet heraus und tummelten sich in geschäftiger Eile die Straße dahin. Hatte man endlich den Ort Zell erreicht, den unsere Ansicht darstellt und welcher einen beliebten Glanzpunkt des Zillerthales bildet, mit freundlichen Häusern gewerblicher Thätigkeit und im Hintergrunde durch eine imposante Verzweigung der Berggruppen geschmückt, – war man endlich zu diesem heitern gemüthlichen Marktflecken hin gelangt, so harrte des Reisenden und seiner Geldbörse nicht nur mancher geräumige Gasthof, sondern auch unweit des Städtchens ein Genuß imposanter Art.

Hier war das Feld der Ehre. Die Bursche und Hirten von Zell und die von Fügen hatten ja den stärksten Widder aus ihren Heerden gewählt. Diese beiden Exemplare, gleich andalusischen Stieren künstlich gereizt, mußten gegen einander kämpfen.

Es bildete sich ein Kreis von Neugierigen, ein buntes lebendiges Gedränge, gemischt aus allen Bewohnern von Nah und Fern. Die Widder, der eine ein Fügner, der andere ein Zeller, mit Abzeichen geschmückt und von Jedem durch patriotische Blicke, vermischt mit ermuthigenden Rippenstößen, verfolgt, thaten Anfangs das Ihrige. Sie fuhren mit ihren mächtigen Jupiter-Ammonshörnern klappernd gegen einander, verwickelten sich, bäumten ein wenig auf den Hinterfüßen, rissen sich dann wieder von einander los und versetzten sich durch eine Seitwärtsbewegung der Köpfe Schläge, die freilich einem Schafschädel bei weitem nicht so empfindlich sind, als der Kniescheibe eines Menschen. Sei es nun aber, daß das Geschlecht der Widder keinen so unverwüstlichen Muth besitzt, als das der Stiere; oder sei es, daß die klugen Thiere ahnten, man werde sie in ihrer Mühwaltung ablösen, – kurzum sie fochten ihren Streit fast niemals aus. Da nun Keiner der Helden auf dem Kampfplatz todt zu bleiben, sondern ihn beide gesund und unbeschädigt zu behaupten pflegten, wer sollte da den Sieg entscheiden? Und doch mußte er entschieden werden!

Man stritt hin und her. Die Gemüther erhitzten sich und endlich wiederholte sich immer dasselbe Spiel: die Partei von Fügen und die von Zell nahmen die Stelle der Widder ein und setzten das Gemeinde-Duell fort. Zuerst traten einige der stärksten raufiustigen Bursche, „Robbler“ genannt, gegeneinander vor und forderten sich, die Hüte umkehrend, so daß der Strauß nach vorn kommt – ein altes Kampfsignal – zum Streit heraus.

„I bin a Füger Bu, juchhe!
Und ka Zeller Fant[168] hat a Schneid,
Daß er mi' Stra'ußl und Gamsbart
Vom Hütle abtheit[169].“

Hierauf sprang ein Zeller vor und erwiderte in derselben Melodie:

„Kimm her Du Füger Bu, juchhe!
Der Zeller Fant steht fest,
Und Dir und Dein Gamsbart
Dem gib i an Rest!“

Noch einige solche Schnaderhüpfl, die endlich zur Injurie in Reim und Rhythmus anwachsen, von lauten Zurufen der Parteien begleitet, und die edeln Kämpen packten sich. Bald war einer unterlegen und es folgten andere Paare, sich regelrecht zu Boden zu werfen, was jedesmal mit freudigen Ausrufen von der -Partei des Siegers begleitet war.

Aber vergebliche Mühe! Auf diese Weise konnte noch Nichts entschieden werden; es ging zu langsam und war zu unvollständig, denn die Ringer standen zu neuen Thaten wieder auf, da der Alpenbewohner gegen gequetschte Nasen, Stöße in die Magengegend und übersprungene Sehnen keine große

[168] „famulus, servus, bursche, bube, kerl“ (DWG, Bd. 3, Sp. 1318).

[169] Wohl oberdt. dialektal für ab- bzw. herunterziehen, ab- bzw. herunterreißen.

Empfindlichkeit an den Tag legt. Was sollten endlich die vielen Zuschauer mit ihrer Theilnahmslosigkeit beginnen?

Bald warfen sich von beiden Seiten Einzelne dazwischen. Der Knäuel der Kämpfer verwickelte sich, man trug Steine und Prügel herbei und die Mädchen feuerten mit Worten und Geberden die Burschen an, wie die alten Ritterfräulein ihre Turnierhelden. Zu stets größerer Wildheit artete die Schlägerei aus, und da man hier und da ein Messer zog, so gab es, nachdem Kraft und Vergnügen erschöpft waren, in der Regel auf der Wahlstatt ein paar Leichen. Sie wurden still und mit Schmerz begraben, aber desto lauter und lustiger war die Ausgelassenheit, mit der die Siegespartei sich ihren Hochgefühlen hingab und Abends im Wirthshause die Becher im Trunk und die Zillerthaler Mädchen im Ländler schwenkte. Ohne Schimpf und Spott durfte sich keiner der Geworfenen dabei blicken lassen, und man will wissen, daß es, ganz nach altgermanisch barbarischem Vorbilde, die „Maidli" stets mit den Stärkern hielten.

So endete der ehrwürdige Brauch dieses heitern, blutigen Volksfestes, ein Zeugniß der Rohheit, aber auch der robusten Kraft.

Wenn uns dieses „Widderstoßen" davon abgebracht hat, nicht ebenso wie der Maler bei der landschaftlichen Schönheit des reizenden idyllischen Zell zu verweilen, so entschuldigte es sich gewiß dadurch, daß das immer allgemein werdende Verschwinden jeder volksthümlichen Sitte, jeder nationalen Racen-Aeußerung unser Interesse fesseln und anziehen mußte.

Otto Banck.[170]

[170] Der Journalist und Kunsthistoriker Otto Banck (1824–1916).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Einundzwanzigster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1860. 184 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 88-94.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Elfter Band. Dritte Folge, erster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 164 S. 8°. S. 73-79.

Der Oetzthalgletscher.

Zwischen den Thälern des Inn und der Etsch[171], von der Melserheide[172] hinüber nach dem Brenner, dort auf der südlichen Grenzwacht der deutschen Erde, in Mitten der Central-Alpen-Kette, steigt ein Kranz von Riesenbergen empor, die Spitzen des Oetzthales ummauernd, ein Hochland eigener Natur umschließend, und die höchstgelagerten Gemeinden Europa's, abgesondert von aller Welt, in sich bergend. Nach außen aber entsendet jene Strahlenkrone eine zahllose Menge eisbepanzerter Aeste und Zweige, zwischen denen die Thäler ihren Weg zur Tiefe suchen. Dieser Gebirgskörper Tyrols ist die Oetzthaler Gruppe, im ersten Rang der Alpenfürsten stehend. Will der Leser uns dahin folgen, so vertrauen wir ihn der kundigen Hand unsers wackern Landsmannes*)[173] an, der Jahr für Jahr die Alpenwelt durchwandert hat, bis ihm im Abglanz der ewigen Ferner der Scheitel bleichte und auf der abschüssigen Bahn des Lebens ihm der Todesengel plötzlich den Alpstock entriß.

„Wohlgemuth verlassen wir an einem frischen Sommermorgen das Hauptthal der Oetz, um in das Heiligthum dieser hehren Gebirgswelt einzudringen, das, von gewaltigen Bergriesen gehütet, dem forschenden Auge noch nicht einmal eine Thalritze öffnet. Nur das Rauschen eines ungestümen Gebirgsbachs unterbricht die feierliche Stille, in der wir aufwärts steigen. Unvermuthet öffnet sich vor uns eine Lichtung; der Kirchthurm eines freundlichen Dörfchens ragt aus einem Hain von Obst-, Nuß- und Kastanienbäumen hervor und wunderbar kontrastirt diese überraschende Ueppigkeit mit den finster dreinschauenden starren Felsenzinnen, doch bald hinter den letzten Häusergruppen versperren die Riesen den Weg und das Donnern des Gebirgswassers verkündet, daß es auch einen Kampf mit ihnen zu bestehen gehabt, ehe es seinen Weg thalabwärts errungen. An und über Felsen geht es hinan. Bald gesellt sich zu dem Ernst und der Erhabenheit der Umgebung die Furcht und selbst der Schrecken. Nicht nur die am schmalen, über Bergstürze führenden Pfad errichteten Denkzeichen des Todes, sondern auch die eben erst von Felsmassen verschüttete Straße oder die noch von der verwitterten Wand herabrasselnden Steine beschleunigen unsern Schritt. Von den vielen Brücken, welche den Weg von einer Wand zur andern führen, starren wir in die tief unten wildschäumende Fluth des mächtigen Wassers, wie es seine weißgrünen Gletscherwogen über die Bergtrümmer wirft, welche die beiden es einengenden Thalwände ihm fortwährend entgegen schleudern. Die Brücke erbebt von dem Donner der Wogen und ihr eisiger Hauch durchschauert unsere Glieder. Ueber oder in der Felsenwand, unter deren Schutz wir weiter schreiten, erschreckt uns oft jählings ein Brausen, wie von einem Wildbach, der sich über uns herstürzen will – das neckende Echo des Thalbaches. Doch noch mitten unter dem Toben der Fluthen treten wir plötzlich aus dem Bereiche der Schrecken heraus in ein paradiesisches Gefilde. Die Berge weichen zurück, wohl drei viertel Stunden[174] weit, die eben noch so wilde, nur mit Trümmern und Wogen er füllte

[171] Ital. Adige, ladin. Adesc, trentin. Àdes, rätorom. Adisch.

[172] Die Milser Heide bei Hall i. Tirol.

[173] *) Adolph Schaubach [* 1800] in Meiningen, † 1850.

[174] 1 Wegstunde/Post- oder geometrische Stunde = ½ Meile = 12703 Fuß (bayr.) = 3707,49 Meter. Bei Joseph Meyer wird sie allerdings auch häufig mit ca. 7,5 km angesetzt.



DER OETZTHALER GLETSCHER

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn. Eigenthum d. Verleger.

Schlucht breitet sich in eine weite Ebene aus, bis zu einer Meile hinan reicht unser Blick über eine freundliche, mit kleinen Häusergruppen überdeckte Fläche. Eben so freundliche Menschen, beschäftigt mit der Ernte des Flachses, begegnen uns und im Gasthause harrt unser ein Mittagsmahl, besser als wir in dieser von der Welt entlegenen und vergessenen Oase erwarten durften. Kaum verliert sich aber die letzte Häusergruppe, um eine altersgraue Kapelle geschaart, so umdüstern neue Schatten unsern Weg; das finstere Grau der Gneis wände wird nur hie und da vom lichteren Grün der Lärchen unterbrochen. Die Schlucht öffnet sich abermals zu einer kleinen Weitung, doch lacht uns hier nicht die Heiterkeit der eben verlassenen Zone entgegen; hoher erhabener Ernst umschließt die kleine Gemeinde dieses Bekkens. Während bis hierher die hohen Bergrücken uns begleiteten, deren eisiger Kamm aus der Tiefe unsichtbar blieb, oder nur hie und da eine Gletscherzunge sich durch eine Schlucht herabstreckte, tritt uns hier, nachdem wir die Vorwerke verlassen, die eigentliche Veste dieser großartigen Alpenburg entgegen: schwarzgraue Giganten, schon in der Tiefe umlagert von großen Schneefeldern, nach oben umeist, im Hintergrunde dick umhüllt vom ewigen Winterkleid. Nur spärlich umziehen noch Getreidefluren den Fuß der Höhen, von denen allerorten Staubbäche niederrieseln, entsprungen aus den Eismassen, welche den Thalrand oft nur in blauen Kanten umsäumen. Wir stehen am düstern Saum jenes mächtigen Gebirgskranzes. Der Himmel trübt sich, die Felsen starren schwarz aus ihren Schneemänteln hervor, vom Wasser benetzt, die Fluthen des Baches schwellen, nachdem er sich eine Enge durch diese Felsenmauern gebrochen. Lange blieb für den Fuß des Menschen kein Raum auf diesem Höllenwege, bis Mühe und Zeit den überhängenden Felswänden doch einen Pfad abrangen, den sie auf schwanken Stegen über schwindelnde Abgründe leiten mußten."

„Endlich haben wir uns durchgewunden durch die Schauer dieses Schlundes und betreten das Innere der Alpenveste, eine neue, völlig verschiedene, abgesonderte Welt. Die Region des Baumwuchses haben wir verlassen, nur hie und da bezeichnet eine sibirische Zeder noch im tiefen Schnee des Winters dem Wanderer den Pfad, wie die Palmen der Wüste dem Beduinen in seinem beweglichen Sandmeer. Hinter uns liegt die Region jener furchtbaren Abgründe und Felswände, denn statt der früheren Thalesspalten, deren Tiefe der wüthende Bergstrom ausfüllte, breitete sich jetzt ein sanfter Hügel über den ansteigenden Thalboden aus, Bergesgräber, überzogen mit dem saftigen Grün der Matten. Wolkenmassen stürmen heran, sie umfloren nicht mehr die hohen Gipfel, sie schweben als Nebelgebilde auf der Tiefe des Thales daher und umhüllen uns bald in nächtliche Finsterniß, bald lassen sie auf wenige Schritte kurzberaste und benetzte Felsenhügel erkennen. Fast erschreckt werden wir in dieser Einsamkeit durch eine abenteuerliche Gestalt, die wie ein Geist aus dem Nebel heraustritt – in einen weiten Mantel von Schafpelz gehüllt, den breitkrempigen Hut in der Stirn, von der schwarze lange Locken triefend herabhängen: es ist ein Schafhirt, der seiner ihm anvertrauten Heerde auf diese eisigen Höhen folgt. Immer heftiger brausen die dichter und dichter werdenden Wolken daher und schütten ihren Inhalt in Form eisiger Graupen uns entgegen, der Weg und die Hoffnung auf ein Obdach drohen uns, verloren zu gehen, da tönt der Klang einer Glocke an unser Ohr; er scheint aus einem grauen Felsblock herab zu kommen – wir entdecken in ihm einen fensterlosen gothischen Bau, aus dessen Spitzthurm die ernsten, aber gastlichen Töne zu uns niederwallen."

„Mit der Wald- und Frucht-Region liegt auch die Region der Gast-, wenn auch nicht der gastlichen Häuser hinter uns. Wir sprechen beim Pfarrer ein, der uns willig seine niedrige Hütte öffnet; freilich dürfen wir in ihm keinen Prälaten, also auch nicht dessen Tafel erwarten. Wenn der Seelsorger dort oben sich ein Festmahl bereiten will, muß er erst eine Jagd in's Gebirge machen, um vielleicht nach tagelangem Klettern eine fette Alpenmaus[175], ein Murmelthier, zu erlegen. Die Würze zu der Abendmahlzeit liefert die Erzählung der Abenteuer, welchen hier der Mensch im Winter und Frühjahr ausgesetzt ist. Um so mehr wundern wir uns, zu erfahren, daß gerade der tiefste Winter die Verbindung mit den unteren Thälern ermöglicht, daß alle Bedürfnisse des Lebens und der Wohnung in jener Jahreszeit heraufbefördert werden, und zwar durch jenen furchtbaren Schlund, in dessen Tiefe wir jetzt kaum hinabzuschauen wagen; wenn seine Katarakte erstarrt und mit Schnee überschüttet sind, wagt sich der Schlittenzug dieser Aelpler durch den gefährlichen Paß. Herbst und Frühjahr schneiden aber dieses Hochland gänzlich ab; selbst der Gemsjäger findet kaum einen zu erkletternden Stieg mehr dahin."

[175] Schneemaus (Microtus nivalis).

„Während der Pfaffe sein Gewehr in Stand setzt, um uns für morgen ein seltenes Gericht vorsetzen zu können, treten wir hinaus, das Wetter zu befragen. Eine düstere Winterlandschaft liegt vor uns; frischer Schnee bedeckt das kleine Gärtchen, und der durch die ziehenden Wolken dann und wann lugende Mond malt uns ein Bild, wie es die düsterste Phantasie kaum darstellen kann. Die graue, auf ihrem Vorsprunge beschneite Kirche, unter ihr die wenigen stillen, mit eingesunkenen Kreuzen bezeichneten Gräber; ringsum düsteres Grau, aus dem bald hier, bald dort ein weißes, an den Mond ragendes Berghaupt aufschwebt. Die tiefe Stille, obwohl in einem Dorfe, wird nicht durch Hundegebell gestört; der Aelpler ist schweigsam wie seine Natur; oben im Gebirge birgt er seine Heerde, wohnt dort einsam mit ihr oder kehrt allein und ermüdet in seine Hütte zurück, um sich durch Schlaf zum neuen Tagewerk zu rüsten. Von der Tenne läßt sich kein rhythmischer Taktschlag der Drescher vernehmen, kein Wagen rasselt, es wiehert kein Roß, kein Brüllen des Rindes, kein Jauchzen fröhlicher Burschen erschüttert die Luft in diesen Höhen. Nur ein dumpfes Donnern verkündet bisweilen dem Menschen die Nähe der Fernerwelt. Der mittlerweile herzugetretene Geistliche verkündet aus dem veränderten Wolkenzuge gutes Wetter, und froh der Prophezeihung suchen auch wir das harte Lager, wohl die letzten Wachenden hier oben.“

„Noch vor dem Grauen des Morgens stehen ein paar hochgewachsene Führer bereit, mit langen Alpstöcken und Stricken versehen, um uns auf die äußersten Fühlhörner der Erde, hinaus aus dem Bereich der Menschenwelt zu geleiten. Ein klarer Nachthimmel, an dem die Mondscheibe sich abwärts neigt, empfängt uns beim Hinaustreten. Mit Leichtigkeit geht es die Höhe hinan, hinter welcher die riesigen, jetzt geisterhaft beleuchteten Eisberge sich aufbauen. Um eine nahe Felswand biegend, betreten unsere Füße das blaue Getäfel eines Gletschermeeres. Weithin ausgegossen liegt der Ferner zwischen zwei Reihen solcher Schneehäupter, nur sanft ansteigend zum fernen Joch. Indem wir vorsichtig über den ungewohnten Boden wandern und sorgfältig die Klüfte, welche das Mondlicht beleuchtet, umgehen, blickt unerwartet vor uns aus der Tiefe das Bild des Mondes herauf, eine schauerliche Scene aus dem Polarmeer uns vorzaubernd. Eine Schlucht, tief im Gletscher eingewühlt, ist von einem See angefüllt, von blauen, Hunderte von Fußen hohen Eiswänden ummauert. Halb schon vom Wasser zernagt, erheben sich aus der Mitte seines Spiegels zahllose Eisblöcke von den abenteuerlichsten Gestalten, hier ein Obelisk, dort eine Pyramide, hier eine überhängende, jeden Augenblick den Einsturz drohende freistehende Wand, dort ein weiter Bogen, halb vom Mond durchschienen, Alles im Riesenmaßstab der Alpennatur. Die Führer lassen uns wenig Zeit für unser Staunen, um die schwierigsten Stellen noch vor den erweichenden und blendenden Sonnenstrahlen zu erreichen. Nachdem wir den festen Thalgletscher verlassen, geht es seitwärts steil hinan über ein morsches Felsenriff, dann über lockeres Schneeeis, das aber jetzt noch trägt. Die Morgendämmerung verdrängte schon das erblassende Mondlicht. Endlich, nach stundenlangem beschwerlichen Marsch, glauben wir dem ersehnten Ziele nahe zu sein, ein Steinfeld nur trennt uns noch von dem höchsten Gipfel und lockt uns mit der Hoffnung, wieder festen Grund unter den Füßen zu bekommen, statt des treulosen, tiefe Abgründe verbergenden Schnee’s; doch der erste Schritt zeigt uns neue Gefahren; es ist ein steiler, völlig verwester Felsblock, bang schauen wir zwischen den Trümmern hinab in nächtliche Tiefen und unsere Füße versinken im Schlamm. Nur mit größter Vorsicht und langsam, jeden Schritt mit dem Stock weiter tastend, wird die lose Stelle überschritten. Doch neue Täuschung, jener vermeintliche Gipfel ist nur ein Vorsprung, eine Schulter des Schneehorns, dessen Spitze unser Ziel ist. Neue langwierige Mühen und Gefahren bringen uns auch über dieses letzte Hinderniß und endlich ist die Spitze erklettert.“

„Die stürmisch athmenden Lungen, die heftig schlagenden Pulse ringen mit den überwältigenden Eindrücken, die in demselben Augenblick durch das weitgeöffnete Auge in die Seele dringen. Alle jene Jochgipfel, die wir vom Thale aus anstaunten, die im Heraufklettern den Horizont beengten und mit jedem Schritt noch zu wachsen schienen, sind mit einem Male unter unsern Füßen zusammengestürzt und beugen demuthsvoll das Knie vor dem Beherrscher dieses Reichs, auf dessen Haupt wir uns geschwungen haben. Von hier, aus der Region des ewigen Winters, wo der Regen unbekannt ist und der Thau nur als eisiger Duft die Zinnen umsaust und beeist, schaut er, seine düstern Falten durch das dicke Winterkleid zeigend, herab auf sein Reich des ewigen Eises. In fernster Ferne liegt das Treiben der menschlichen Wohnplätze, die der durch die Schluchten irrende Blick nur hie und da ahnt. Erst weit, weit jenseits des Gipfelmeeres der Alpen, überschaut das Auge das Gebiet der Ebene, das auch noch der

Herrschaft dieses Fürsten der Höhen unterworfen, selbst die Fluthen des Meeres, in denen sich seine Töchter baden, erreicht noch der Blick.“*)[176]

„Der Freund schöner Naturscenen, vielfacher bunter Panoramen, wie sie von den Hochgipfeln deutscher Waldgebirge wohlfeilen Kaufs das Auge erfreuen, wird an dieser Stelle nichts fühlen, als Reue über sein Wagniß und Angst vor der Rückkehr, aber der weiten Brust, der die kleine Welt da unten zu eng geworden ist, dem höher fliegenden Geist, der die Natur in ihrem ernsten, großartigsten Wirken belauschen will, dem wird's wohl und wohler werden in dieser reinen und leichten Luft der höchsten Höhen.“

„Nur einfach ist die Zeichnung der Natur entworfen, in groben, großen, scharfen, deutlichen Linien. Es ist die Plastik des Schnee's im Großen, die uns da umgibt. Wer in seiner Heimath beobachtet hat, welche Schneegebilde ein einziger von Sturm begleiteter schneeiger Wintertag an Bäumen, Abhängen, felsigen Bergrändern aufbauen kann und dem die Phantasie dazu ausreicht, möge sich ein Bild von den Werken tausendjähriger Winterstürme zwischen zum Himmel ragenden Felsenkolossen zu machen suchen – von den Gebilden der Ferner. Hier die grünblauen Stufen eines Riesen-Amphitheaters, dort eben so gefärbte phantastische Windungen; sie hängen, schweben, klettern, schwingen sich über Abgründe, um Wände, durch Nadeln hindurch; das Auge begreift nicht, wo die hängende Masse ihren Haltpunkt hat, es wartet jeden Augenblick auf den Einsturz, und im nächsten Jahr zagt sie noch immer, den kühnen, verderblichen Sprung zu thun. Dort erblickt das Auge an der senkrechten Wand die Falten eines zusammengeschnürten Gewandes, von den flatternden, an den Schärfen der Wände sich brechenden Stürmen gefältelt. In der Tiefe endlich, wo, nicht zufrieden mit seinen Eroberungen im warmen Klima, der ewige Winter seine Herrschaft noch weiter auszubreiten sucht und seine vordringenden Heere, die Gletscher, je weiter sie sich hinab wagen, mit desto festerem Eispanzer gegen die feindlichen Sonnenstrahlen um gibt, wird der Schnee durch die Stürme, noch mehr durch die sich losreißenden Lawinen aufgehäuft und sendet in Eis verwandelte blaue Ströme durch alle Schluchten hinab in's Thal– seine Hülfstruppen zum Hauptheer.“

„Wir kehren nach solchen Abschweifungen der Phantasie zu uns selbst zurück. Kein Wölkchen trübt den Himmel, der Dunstkreis ist rein, und dennoch ruft es uns endlich zu: hier ist deines Bleibens nicht; du lebst in Raum und Zeit – hier ist die Wohnstätte der Ewigkeit und Unendlichkeit. Kein Zeichen verräth den Fortschritt der Zeit; der Himmel gleicht einer ehernen Decke, die Sonne haftet glanz- und strahlenlos an ihm, erstarrt ist die Natur, keine, auch gar keine Bewegung bemerkt das Auge, nicht den leisesten Schall vernimmt das Ohr. Das Gefühl der Einsamkeit übermannt das Gemüth, die eigenen Pulsschläge erschrecken, es treibt uns eine unwiderstehliche Sehnsucht zum Leben von dannen, hinab von den Zinnen dieser hohen Burg des Todes. Auch die Führer mahnen zum Aufbruch und jetzt erst, während sie Stricke uns um den Leib legen, denken wir der größern Gefahren des Hinabsteigens. Doch der Sinn ist kühner geworden und schneller, als wir erwarteten, erreichen wir den Rand des Ferners, der hier im Süden plötzlich in schwindelnde Tiefe abbricht. Hier oben im Lichtglanz der Schneewelt und der sich neigenden Sonne erscheint die schon im Schatten hoher Wände ruhende Thaltiefe als ein nächtlicher Abgrund. Erst nachdem wir die höchsten Abstürze hinabgeklettert, der blendende Schnee und die Sonne verschwunden, hellt sich unsern Blicken da unten eine neue Welt auf. Freudig begrüßen wir das erste niedere Sennendach und trotz der völligen Abgeschiedenheit dieses Thals erscheint es uns doch mit seinen wenigen Heerden und Hirten gegen die eben verlassene Bergeswüste ein bevölkertes Land. Nochmals versperrt ein Felsendamm den Ausweg, jedoch nach dem Ueberstandenen gibt's für uns kein Wagniß mehr, auch auf den schauerlichsten Pfaden durchzudringen. Der Abendwind rauscht in den hohen Wipfeln ehrwürdiger Kastanien, als wir hinaustreten in ein prächtiges breites Thal, kaum erkennen wir noch im röthlichen Dämmerlicht die unzähligen Burgen und Orte, Wohlgerüche des Südens umwehen uns, fröhliche Weisen dringen von Höhen und Tiefen an unser Ohr und durch ein Labyrinth

[176] *) Der Horizont der Wildspitze [bei Vent] beträgt 30 Meilen [hier ist sicherlich die Preußische Meile zu 7,5325 km oder die geographische zu 7,4204 km bzw. die österreichische Postmeile zu 7,5859 km gemeint] und fällt daher noch 2 Meilen über Venedig hinaus, im Süden bis an die Apenninen, im Norden bis auf die rauhe Alb Würtembergs.

von Weingärten eilen wir hinab in ein belebtes Städtchen, wo uns die Genüsse eines behaglichen Gasthauses erwarten."

„Wir hatten vom Oetzthal aus die Fender Wildspitze erstiegen und waren Abends glücklich in Meran[177] angelangt."[178]

[177] Lat. Castrum Maiense, ital. Merano, ladin. Maran.

[178] So nur in „Meyer's Universum" zu finden; diese Beschreibung findet sich ausführlicher, doch in den wesentlichen Formulierungen sehr ähnlich auch im Kapitel „Meine Wanderung in das Oetzthal in den deutschen Centralalpen" in den „Skizzen aus dem vielbewegten Reiseleben des Carl Maria Rossi. Achtes Heft" (Wien: C. Ueberreuter 1858), S. [1]-18.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Einundzwanzigster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1860. 184 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 95f.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Zwölfter Band. Dritte Folge, zweiter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 156 S. 8°. S. 135-137.

Gräfenberg[179] in Schlesien.

Das war ein segenbringender Rippenbruch! Ich glaube, wenn fünfzig Doktoren der Philosophie ihre Köpfe zu sammensteckten, um der Welt einmal eine Wohlthat zu ersinnen, sie brächten nicht den hundertsten Theil von dem zu Stande, was jener schlichte Bauer mit seiner gebrochenen Rippe der Menschheit Gutes leistete. Wer die Geschichte nicht kennt, dem ist sie bald erzählt:

Vor einigen Jahrzehnten lebte in einem Gebirgsdorf Schlesiens ein junger Landmann, ein schlichter, fleißiger Mensch, still mit der Bewirthschaftung seines Gütchens beschäftigt. Dem begegnete das Unglück, unter die Räder seines Wagens zu gerathen und darob mehre Rippen einzubüßen. Lange schleppte sich der Mann mit seiner Wunde, die Genesung wollte nicht von Statten gehen. Da kam er auf den Gedanken, kaltes Wasser, das krystallrein aus vielen Quellen in der Umgegend sprudelte, als Heilmittel anzuwenden. Sieh da, es bekam ihm, und indem er beharrlich seine Kur fortsetzte, sah er sich bald hergestellt und fühlte sich kräftiger und lebensfrischer denn zuvor. Sinnig und nachdenkend von Natur, hielt er es fortan dankbar mit dem Wasser und begann die Heilkraft desselben auch an andern Personen zu erproben, immer mit gleich günstigem Erfolg. Bald erzählte man sich weit und breit von der wunderbaren Kunst des Mannes, und von allen Seiten kamen Kranke und Leidende herbei, um durch seine Hülfe zu genesen. Nach den Erfahrungen, die er bei seinen Kuren machte, bildete er sich ein System über die verschiedenartige Anwendung des Wassers in den verschiedenen Krankheitszuständen, legte Douchen, Wellen- und Sturzbäder an, errichtete endlich, als es an Platz gebrach für die zu beherbergenden Gäste, ein stattliches Kurgebäude und entfaltete nun, ausschließlich seinem Unternehmen sich widmend, eine großartige Thätigkeit viele Jahre lang. Seine Erfolge waren glänzend, und bald erscholl der Ruf der jungen Anstalt über ganz Europa. Aus allen Ländern strömten Hülfesuchende herbei, und Tausende. die elend gekommen waren, verließen gesund und froh den stillen anmuthigen Gebirgsort, mit dankbarer Pietät das Andenken des Mannes im Herzen hegend, dem sie die Herstellung ihrer Gesundheit und die Wiedererlangung der Freude am Leben verdankten. Wer war der seltene Mann, der so Großartiges in's Leben rief? Er hieß Vinzenz Prießnitz[180], und das Dorf, das er



Vincenz Prießnitz
(siehe hierzu S. 68, Anm. 180).

[179] Tschech. Lázně Jeseník.

[180] Vincenz Prießnitz (1799–1851). Der Stich ist unsigniert.

zum segenspendenden Wallfahrtsort erhob, ist Gräfenberg in Oesterreichisch-Schlesien, die erste und berühmteste Kaltwasserheilanstalt und Mutter von hundert gleichen und ähnlichen in allen Ländern der Erde.

Prießnitz war kein „Studirter“, er wußte nichts von System und Schule; er war ein Mann von klarem gesunden Verstand und energischem Handeln. Für den Sitz der Krankheiten hielt er unreine Säfte, falsch gemischtes Blut und dergl., und die Basis seiner Behandlung bildete die Naturheilkraft. Er suchte die Lungen zu kräftigen durch Bewegung in frischer Gebirgsluft, die Verdauung durch gesunde Nahrung unter Vermeidung aller Gewürze, Spirituosen etc., die Haut durch Schweiß und Kälte. Das sind die Grundzüge seiner Methode, und mit diesen einfachen Mitteln, konsequent und richtig angewendet, erzielte er seine großen und staunenswerthen Erfolge. – Wie es in Deutschland zu geschehen pflegt, wo man so gern schwärmt: man gerieth über die Kuren Prießnitz zunächst in einen Taumel, in eine wahre Kaltwassermanie. Man überstürzte sich, man pries laut das kalte Wasser als ein Universalheilmittel, ja Prießnitz selbst, von seinen eigenen Erfolgen geblendet, dehnte den Kreis seiner Wirksamkeit manchmal zu weit aus und blieb daher in einzelnen Fällen nicht frei von ungünstigen Ergebnissen seines Verfahrens. Dem Rausch folgte sodann eine eben so weit gehende Ernüchterung. Man trat gegen die neue Kurmethode auf, verdächtigte, verlachte sie und suchte sie in Mißkredit zu bringen, ohne daß man jedoch das Wahre und Gute an ihr zu unterdrücken vermochte. Die Wasserheilkunde hat sich seitdem auf die Grenzen beschränkt, die ihrer Wirksamkeit von der Erfahrung gezogen sind; aber innerhalb dieser Grenzen wird sie, immer mehr geläutert durch neue Erfahrungen und unterstützt durch wissenschaftliche Forschungen, als eine unschätzbare Bereicherung unsers Heilschatzes sich behaupten und der Name Prießnitz wird in der Geschichte der Wissenschaft unsterblich sein.

Die Kolonie Gräfenberg liegt, 1900 Fuß hoch, an einem gleichnamigen Berge, unfern von Freiwaldau[181], dessen weites Thal einen der reizendsten Punkte der Sudeten bildet. In der Umgegend erheben sich die stattlichen Häupter des Gebirgs, die Goldkoppe[182], die Nesselkoppe[183], der doppelgipfelige Gräfenberg[184] und (hinter den auf dem Bilde dargestellten Kurgebäuden) der Hirschbadkamm[185]. Mehre derselben reichen mit ihrem Scheitel bereits in die kalten Regionen, wo der Baumwuchs aufhört und das Moos beginnt, aber alle sind auf zweckmäßig angelegten Waldwegen leicht zu ersteigen und belohnen die Mühe durch prächtige und großartige Fernsichten. – In der Nähe der Kolonie steht das kleine im gothischen Styl ausgeführte Mausoleum[186] von Prießnitz, der im Herbst 1851 hier starb. Die Leitung der Anstalt führt seitdem sein Sohn[187].

---

[181] Tschech. Jeseník, bis 1947 Frývaldov.

[182] Tschech. Zlatý Chlum.

[183] Tschech. Studničný vrch, identisch mit dem Hirschbadkamm.

[184] Vielleicht der Falkenberg (tschech. Sokolí vrch).

[185] Siehe hierzu S. 69, Anm. 183.

[186] Eine im Jahre 1853 im neugotischen Stil errichtete Grabkapelle.

[187] Die Prießnitz’sche Kaltwasser-Heilanstalt wurde ab 1853 vom Arzt Josef Schindler (1814–1890) und dem Schwiegersohn Johann Ripper (1830–1912) weitergeführt.



GRAEFENBERG
im Schlesien.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Einundzwanzigster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1860. 184 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 109.

Moline.

In dem blanken Geschmeide, mit dem der Gewerb- und Kunstfleiß, der Erfindungs- und Spekulationssinn der jungen amerikanischen Republik den „Vater der Ströme" geschmückt hat, ist das im Sonnenlicht schimmernde Moline eine reizende Perle – ein Bildchen, so recht geeignet, zum Auswandern und Ansiedeln zu verführen. Keiner der Städte-Embryos, welche so zahlreich aus dem nährenden Schooß des amerikanischen Westens entsprossen, hat sich so lieblich gebettet als das kleine Moline, und kaum eines seiner Geschwister hat solche ausgezeichnete Anlage, ein Riese in der Industrie zu werden, als dieses.

Drei Meilen[188] oberhalb des Einflusses des Rock-River und des unseren Lesern schon bekannt gewordenen Rock Island City*)[189], theilt ein langer bewaldeter Rücken den Mississippi in zwei Arme, deren einer in gewaltigen Schnellen über eine Felsbank herabstürzt. Schon die frühesten Ansiedler des Westens, Franzosen, legten hier Mühlen an, daher der Name des Ortes (*Moulin*), und den Nachkommen galt es geringe Mühe, dieses natürliche Wehr kunstgerecht zu verbessern und so die ganze Fluth des gewaltigen Stromes, vielleicht die größte Wasserkraft der Welt, sich dienstbar zu machen. An den Brüsten dieser kolossalen Schenkamme erstarkt denn das junge Moline, erst vor 15 Jahren[190] gegründet, dergestalt, daß es seine um das Mehrfache älteren Nachbarn an industrieller Bedeutung bereits überflügelt[191]. Sogar Eisenbahnarme[192] strecken sich schon nach dem entlegenen Städtchen aus und werden dafür sorgen, daß bald kein Tropfen des Mississippiwassers mehr über die „Rapids"[193] stürzt, ehe es die Schaufeln eines Triebrads bewegt, oder – durch die Tasche eines spekulativen Yankee sich ergossen hat.

---

[188] Es ist nicht ersichtlich, ob hier die preuß. Meile zu 7,5325 km, die geogr. zu 7,4204 km, die österr. Postmeile zu 7,5859 km oder gar die engl. zu 1,6093 km gemeint ist.

[189] *) XX. Band, Heft 12.

[190] Moline war im Jahre 1843 gegründet worden.

[191] Das benachbarte Davenport zählt heute gute 100.000 Einwohner, während Moline lediglich um die 43.000 Seelen zählt.

[192] Der Anschluß an das Eisenbahnnetz war bereits im Jahre 1854 vollzogen worden.

[193] Engl., Stromschnellen.

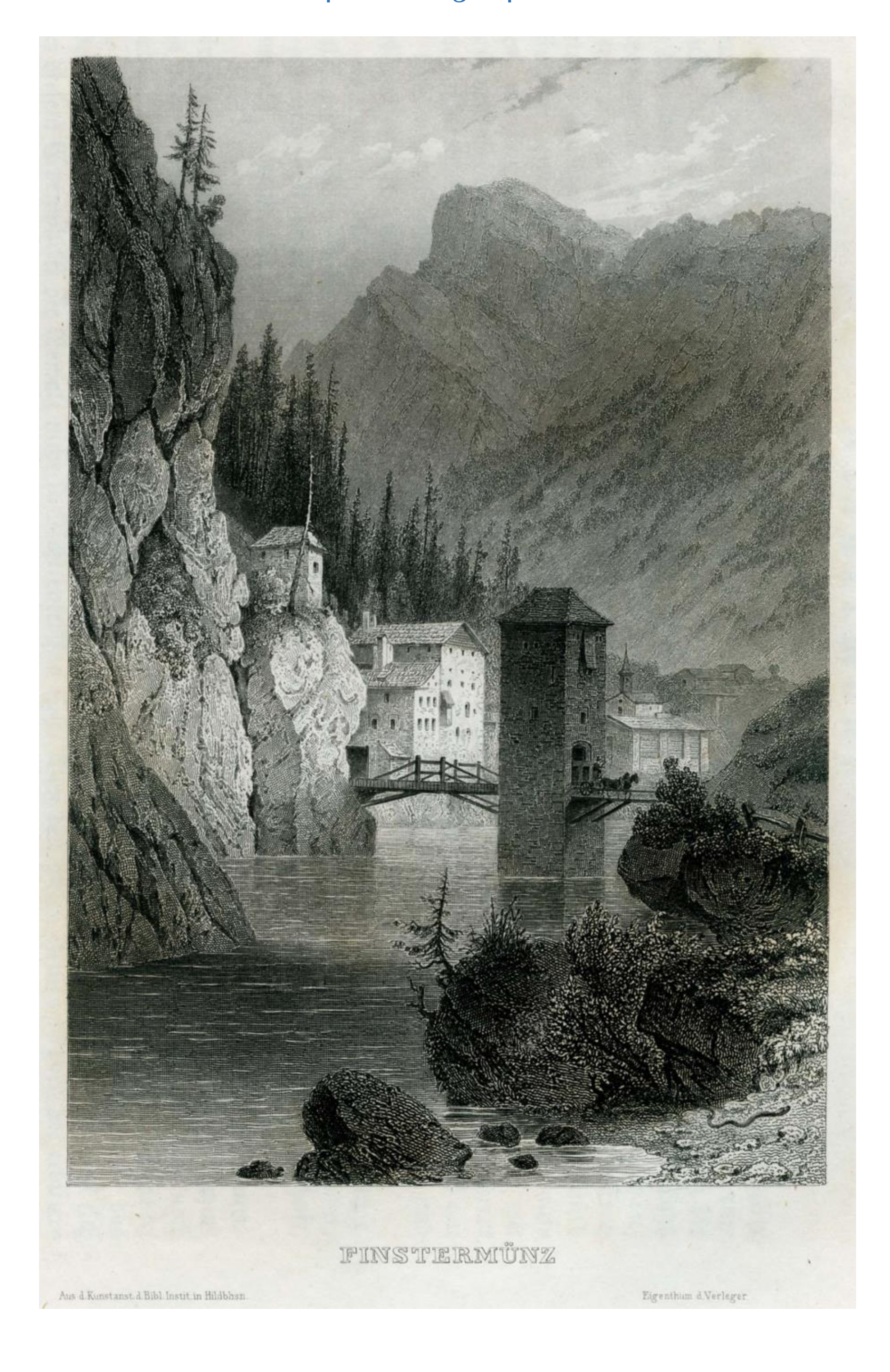


MOLINE
(JLLINOIS)

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger.

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Einundzwanzigster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1860. 184 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 127-129.

MEYER’S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Elfter Band. Dritte Folge, erster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 164 S. 8°. S. 38-40.



FINSTERMÜNZ

Finstermünz[194].

Viel enger, düsterer und schauerlicher, als unser Bild uns zeigen kann, ist der Engpaß, in welchem der Weiler Finstermünz liegt. So hart am Ufer des Inn treten die steilen himmelhoch aufragenden Felsenmauern an einander und so schrecklich und schroff recken noch hoch über sie hinaus ihre Nachbarn die granitnen Glieder, daß bis zu den Menschen, die bei der Brücke ihre Wohnungen gebaut, nur im Hochsommer wenige Stunden des Tags der Strahl der Sonne dringt. Die Brücke selbst führt durch den steinernen Wartthurm aus Tirol nach Engadin; der Weg ist dem Menschen geöffnet, aber nur so weit, daß er jeden Augenblick geschlossen werden kann. Zu dem Trotz der Natur stellen hier die Gewaltigen die Zeichen ihres Trotzes, durch die der Eindruck auf das menschliche Gemüth noch finsterer wird in dieser Schlucht „mit den wilden braunen Felsen, aus denen sparsam die Tannen auf sprießen, mit dem rauschenden Flusse tief unten und der schmalen blauen Himmelsdecke oberhalb, zusammen mit den einsamen Nestchen, die sich die Menschen in diese drückende Enge hineingebaut“ (Steub)[195]. Jeder Wanderer eilt hier rascheren Schrittes vorwärts, um das jenseitige Ufer zu erreichen, wo das Schlößchen Siegmundseck[196] am Felsen klebt und wo einst eine Klause stand, die das dringendere Bedürfniß des Verkehrs zu einem Bräu- und Wirthshaus erweitert hat.

Wir gehen nicht vorüber an der gastlichen Thür, über welcher das Schild mit dem Bräubottich hängt, aus welchem ein Paar Gerstenähren erblühen; hier reden die Männer gern von der Vergangenheit der Länder, welche jetzt nicht bloß durch die Schranken der Bergwelt, sondern noch feindlicher, als durch diese, durch Herrschaft, Religion und Sprache von einander getrennt sind.

Das Engadin stand in früheren Zeiten mit dem Vintschgau Tirols in engster Beziehung; im Unter-Engadin bis Pontalto[197] hinauf galt tirolische Herrschaft, während dagegen die Bischöfe von Chur mit dem Krummstab bis nach Meran hin walteten. Auch die romanische Sprache und mit ihr Sitte und Art des Volks war noch über beide Thäler dies- und jenseits der Felsensperre verbreitet. Dies dauerte bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinein. Da erglänzte der Widerschein von der Schweizer Freiheitssonne auch an den Engadiner Gletschern, das Volk der armen Thäler wandte sich den rhätischen Bünden zu und verfiel somit dem Zorne Oesterreichs, das sich auch in diesem Erdenwinkel die Gewalt nicht so leicht entreißen ließ. Von den vielen kleinen Fehden der erbitterten Nachbarn schweigt die Geschichte, obwohl sie an Blut und Unglück reich waren. Unvergessen sind nur die größeren Kämpfe. Der erste heißt der Hennenkrieg, welcher im Jahre 1478[198] ausbrach, weil die Engadiner den Hühnerzins verweigerten, welchen die herzoglichen Beamten für die Fastnacht forderten. Wohl drangen die Tiroler unter Roland von Schlandersberg[199] mit großer Macht ins Engadin, aber der Sieg blieb ihren Feinden, nachdem Gebhard Wilhelm[200], der Stolz von Ramis[201], den gewaltigen Martihans von Naudersberg[202] unter der brennenden Burg von Tschanuf[203] im Zweikampf erschlagen hatte. Nicht glücklicher war Kaiser Max[204] im Jahre 1499, wo er, mit den Eidgenossen zerfallen, den letzten Versuch machte, die wankenden oder verlorenen Rechte im Engadin zu befestigen oder wieder an sich zu bringen. Diesmal schritten die Ladiner zum Angriff, verheerten das Thal, verbrannten Nauders (die jetzige Landgerichtsstadt

194 Ab 1856 Altfinstermünz (rätorom. Vestmezia).

195 Zitat aus dem von Ludwig Steub (1812–1888) verfaßten Werk „Drei Sommer in Tirol“ (München: Verlag der literarisch-artistischen Anstalt 1846), S. 266.

196 Die Grenzbefestigung Siegmundsegg, heute Burg Sigmundseck.

197 Hochbrugg.

198 Der „Hennenkrieg“ gegen das Haus Habsburg fand 1475/76 statt.

199 Historisch nicht verbürgt.

200 Historisch nicht verbürgt.

201 Ramosch.

202 Historisch nicht verbürgt.

203 Heute die Ruine Tschanüff.

204 Maximilian I. (1459–1519), durch Heirat ab 1477 Herzog von Burgund, ab 1486 römisch-deutscher König, ab 1493 Herr der Habsburgischen Erblande und ab 1508 römisch-deutscher Kaiser.

am Finstermünz), gewannen die in diesen Bergen gar berühmte Schlacht auf der Malser Heide[205] und legten zum Triumph alle Orte des oberen Vintschgaus in Asche. In demselben Frühjahr waren auch die Bergknappen von Schwaz sammt der Tiroler Landwehr in der blutigen Schlacht bei Fratenz[206] den Waffen der Schweizer erlegen. – Die Wunden solcher Kämpfe fressen am tiefsten in die Herzen und bluten oft Jahrhunderte nach. – Es wäre somit für das Volk beider Thäler kein neuer Haß zur Trennung nöthig gewesen, und doch ward erst der tiefste Spalt zwischen beiden gerissen durch die Reformation: Die Engadiner wurden calvinisch und hielten an ihrer romanischen Abkunft fest, die Vintschgauer blieben katholisch und kehrten sich von dieser Zeit an mehr und mehr dem deutschen Wesen zu. – Und so ist das Verhältniß zwischen beiden bis auf den heutigen Tag geblieben, ja, es ist in dieser jüngsten Zeit noch schlimmer geworden, seitdem der Romane sich mit seinen Gefühlen ganz dem Italiener anschließt und der Haß desselben gegen alles Deutsche mit seinem alten Groll gegen Oesterreich zusammenfließt.

Nachdem das Engadin verloren war, wendete Oesterreich bedeutende Summen auf die Befestigung des Engpasses. Etwas oberhalb des Weilers, am rauschenden Stillebach, ist die, was Bau und Lage betrifft, unüberwindliche Veste Finstermünz[207] gebaut. Sie besteht ganz aus grauem Granit und ist in den Felsen zum Theil eingehauen, zum Theil von ihm überragt; namentlich ist das Proviantmagazin ganz in den Berg eingesprengt, oder vielmehr in eine mächtige eingesprengte Höhlung so eingebaut, daß zwischen der Mauer des Magazins und dem Mutterfelsen ein gangbarer Stollen hinzieht, der jenes vor Feuchtigkeit bewahrt. Die Veste, eigentlich, wie Steub sich ausdrückt, nichts weiter, als ein ungemein fest gebautes Haus voll Schießscharten, voll Kanonen, Mörser und anderem Gewehr, bestreicht allerdings alle Punkte des Thals, beherrscht also den Paß vollständig und versieht hier denselben Dienst, wie das noch mächtigere Befestigungswerk oberhalb Brixen[208]; beide werden von Kriegsleuten für genügend erklärt, um jedem Feinde, er komme vom Norden oder vom Süden, den Durchzug durch die Centralkette der Alpen in Tirol zu verwehren.

So meinen die Kriegsleute und betrachten die Werke ihrer Baukunst mit Wohlgefallen. Und doch hängen sie an den Riesenmauern des Hochgebirgs wie Kinderspielzeug, – und sind denn solche Vesten in Ländern, wo die stärkste Burg, die Treue des eigenen Volks, gebrochen ist, mehr werth, so lange man noch nicht Automaten erfunden hat, welche ohne menschliches Zuthun in ihnen den Dienst verrichten? Wo stehen die Zwingburgen der königlichen Macht von Neapel?[209] Wo die des Papstes, der einst über Kaiser gebot?[210] Wer herrscht in den berühmten Bollwerken des lombardischen Landes?[211] Wo sind ihre Vertheidiger geblieben? –

Wir gehen einer Zeit entgegen, welche vor Allem das Heerwesen umgestalten wird. Wie das Werbesystem der Konskription[212] gewichen ist, welche den Kriegsdienst für den Landesherrn zur Pflicht der Landeskinder und zum Gesetz des Landes erhob, und wie dann dieses Fürstenrecht der Konskription gezügelt werden mußte durch eine Verfassung, welche dem Volke das Recht der Steuerverweigerung gab, um ungerechtfertigter fürstlicher Kriegslust einen Riegel vorzuschieben: so wird man endlich auch bei uns den letzten Schritt vorwärts thun und, nach dem Vorgange freierer Gemeinwesen, jedem Staatsbürger, ohne alle Ausnahme, die Pflicht der Landesvertheidigung zuerkennen. Nur da, wo diese Pflicht zum Gesetz erhoben, erhebt sich auch für die Rechte des Volks ein wirksamer Schutz: ein Schutz nach innen und gegen außen zugleich. So wird es werden. – Die Bahn, welche von den Nationen täglich

---

[205] Die Schlacht an der Calven vom 22. Mai 1499, früher unter dem Namen „Schlacht auf Malser Haide" bekannt.

[206] Die Schlacht bei Frastanz am 20. April 1499.

[207] Die alten Befestigungsanlagen waren in den Jahren 1834 bis 1840 durch das „Sperrfort Hochfinstermünz" ersetzt worden.

[208] Ital. Bressanone.

[209] Das Königreich beider Sizilien sollte gemeinsam mit der Hauptstadt Neapel im Oktober 1860 von Giuseppe Garibaldis (1807–1882) Truppen erobert werden.

[210] Der nach einem revolutionären Zwischenspiel 1849 wiederhergestellte Kirchenstaat (siehe hierzu S. 49, Anm. 160).

[211] Siehe hierzu S. 32, Anm. 85.

[212] Die Aushebung der gemusterten männl. Bevölkerung eines Landes zum Wehr- oder Kriegsdienst auf Grund der Wehrpflicht.

entschiedener eingeschlagen und fester betreten wird, kann kein anderes Ziel haben, als Sicherung gegen jede selbstherrische Laune wie gegen alle eigenmächtigen Gelüste der Machthaber; wo der Mann die höchste Ehre in die Wahrung seines Rechtes als Staatsbürger setzt, da wird es dem Lande nie an Vertheidigern fehlen gegen den äußern Feind, – wo aber ein Volk im Innern seine Ehre mißachtet sieht und von seinem Rechte schweigen muß, da werden die stärksten Vesten gegen außen nicht mehr werth sein, als neapolitanische Zwingburgen.

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Einundzwanzigster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1860. 184 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 129-131.

MEYER’S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Zwölfter Band. Dritte Folge, zweiter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 156 S. 8°. S. 28-30.

Die Ruinen von Bulgar[213].

Zwischen dem südlichen Ural, der mittlern Wolga und bis zu den Quellen des Don hin wohnte einst das Volk der Bulgaren von Asien, und Groß-Bulgarien heißt in der Geschichte das Land, dessen einstige Königsstadt wir im Bilde ihrer Ruinen vor uns haben.

Wir stehen vor dem Grabe einer Nation, die in ihrer Jugend gestorben ist. Trotz der vielen Münzen, Grabschriften und Städtetrümmer, welche von ihrem Dasein zeugen, finden wir nirgends schriftliche Denkmäler ihres Geisteslebens. Was wir von ihr wissen, lernten wir aus den Berichten ihrer Zeitgenossen, die in Berührung mit ihr gekommen waren. Daher das tiefe Dunkel über ihrer Geschichte, das sich selbst bei ihrem Untergang kaum bis zur Dämmerung erhellt hat.

Der Name jener alten Bulgaren ist an der Stätte, wo sie Herren waren, verschwunden; armselige Hütten bedecken jetzt das Land, in welchem Nogaier[214] und Tschuwaschen[215], Tschermissen[216] und Mordwinen[217] unter russischer Zucht hausen. Dagegen dauert der Name in Europa fort, wo frühzeitig ein gesunder vom alten Stamme losgelöster Zweig Wurzel schlug und, wie zur Erinnerung an die große, die kleine Bulgarei gründete. Während aber die Groß-Bulgaren fest am Islam hielten und in Vertheidigung ihres Landes und ihres Glaubens gegen Russen und Mongolen endlich erlagen, ergaben sich die Klein-Bulgaren dem religiösen Einfluß von Byzanz[218], gründeten dann ein selbstständiges bulgarisch-walachisches[219] Reich, das sich gegen Byzanz hielt, bis beider Herrlichkeit vor den Türken zusammenbrach, bewahrten trotzdem ihren Glauben gegen die fürchterlichsten Verfolgungen der Pforte[220] und scheinen nunmehr berufen, demselben Rußland, das die Wiege ihres Stammes zertrat, den Weg nach Konstantinopel zu bahnen[221].

Wir kehren zu den alten Bulgaren zurück, von welchen arabische Schriftsteller des 10. Jahrhunderts uns die erste Kunde bringen. Sie sprechen bereits von ihnen als von den im alten Lande Zurückgebliebenen, denn der Auszug der Wanderschaaren nach dem Don und Dniester bis zur Donau war

[213] Bolgar (tatar. Болгар, Bolğar; tschuw. Пӑлхар, Pălyár; russ. Болгар, Bólgar).

[214] Nog. Sing. Ногай, Noġaj, Pl. Ногайлар, Noġajlar (russ. Ногайцы, Nogajzy), eine turksprachige Ethnie des Kaukasus.

[215] Das turkstämmige Volk der Tschuwaschen (Eigenbezeichnung: çӑваш, čăvaš; Pl. чӑвашсем, çăvaššem).

[216] Die Mari (Mari Мари; russ. Марийцы, Maríizy), ein finno-ugrisches Volk.

[217] Erzja Эрзят, Erzät; Mokscha Мокшот, Mokšot (russ. Мордва, Mordva), ein finno-ugrisches Uralvolk.

[218] Die Hauptstadt des Oströmischen Reiches bis zur Eroberung durch die Osmanen im Jahre 1453 (griech. Βυζάντιον, Byzántion; lat. Byzantium, griech. Κωνσταντινούπολις, Konstantinoupolis; osman. قسطنطينيه, Kosṭanṭiniye bzw.استانبول, Istānbūl; türk. İstanbul); danach bis 1923 Hauptstadt des Osmanischen Reiches (siehe hierzu S. 33, Anm. 88) bzw. der Türkei.

[219] Walachisch steht hier veraltet für rumänisch.

[220] Arab./osman. باب عالى, Bābıāli, „Hohes Tor“; Bezeichnung (Metonym) für die Regierung des Osmanischen Reiches (siehe hierzu S. 33, Anm. 88).

[221] Im Konflikt zwischen dem Zarenreich und der Türkei, der im Krimkrieg von 1853 bis 1856 kulminierte, ging es u. a. auch um die Befreiung Bulgariens von der osmanischen Herrschaft, die jedoch erst 1878 mit dem den russ.-türk. Krieg von 1877/78 beendenden Vertrag von San Stefano (3. März 1878), erreicht werden sollte.

schon in den Jahren 500 bis 550 geschehen, als Anastasius Dicorus[222] und Justinianus I.[223] in Byzanz herrschten. Die Daheimgebliebenen nannte man fortan „weiße Bulgaren“ oder auch „kamische“, von dem Flusse Kama, an welchem ihre Hauptstadt lag. Sie waren offenbar ein rühriges Volk auf der Uebergangsstufe vom Nomadenthum zum Bürgerthum, d. h. zu festen Wohnsitzen, denn es wird von ihnen erzählt, daß sie im Winter in Dörfern und Städten weilten, im Sommer aber mit den Heerden in das offene Land hinausgezogen seien. Die Erzeugnisse ihres Landes (Juchten[224], Nüsse, Honig, Wachs, Rauchwerk[225]) waren zugleich die Gegenstände eines über ihre nördlichen, südlichen und östlichen Nachbarn ausgebreiteten Handels; sie selbst waren die Vermittler zwischen den Russen, Wesen[226], Ingren[227] und Khasaren[228] bis nach Khowaresmien[229] und Khorassan[230], brachten dem Süden die Pelze aus dem christlichen Norden und diesem die Säbelklingen aus dem mohammedanischen Süden und vergaßen sich selbst nicht in Beidem. Sie waren auch ein kriegerisches Volk; die Zeit für Kunst und Wissenschaft erlebten sie nicht. Selbst ihre Mauern und Moscheen waren fremde Werke, die meisten von Baumeistern aus Bagdad errichtet; und auch die Schrift, die sie gekannt haben sollen, scheint nicht über die nächsten Bedürfnisse des alltäglichen Verkehrs hinaus in Anwendung gekommen zu sein. Der Handel war wohl nur Tauschhandel; Juchten waren die Münze, in welcher sie die Abgaben an ihre Gebieter bezahlten. Der Verkehr mit so vielerlei Völkern mußte indeß eine durchaus eigenthümliche Bildung in ihnen erzeugt haben, und daß uns von dieser kein Zeugniß, kein Zug von eigener Hand erhalten worden, ist immerhin ein Verlust für die Geschichtskunde, den alle Bautrümmer des Landes nicht ersetzen.

An der Zerstörung ihres Staats arbeiteten zuerst, und viele Jahre vergeblich, die Russen; die Mongolen vollendeten sie in zwei Kriegszügen unter ihrem Anführer Subutai[231], von 1236 an, und Rußland wurde der Erbe der verödenden Hinterlassenschaft, die gleichwohl noch bedeutend genug erschien, daß Peter der Große[232] seinen Regententiteln den eines „Königs von Bulgarien“ hinzufügte.

---

[222] Anastasios I. (griech. Ἀναστάσιος Α΄, Anastásios I.; ca. 430–518), seit 491 römischer Kaiser.

[223] Justinian I. (eigentl. Flavius Petrus Sabbatius Iustinianus; griech. Φλάβιος Πέτρος Σαββάτιος Ἰουστινιανός, Flábios Pétros Sabbátios Ioustinianós; ca. 482–565), seit 527 römischer Kaiser.

[224] Juchtenleder (kurz Juchleder oder auch Juchten bzw. Juften; russ. юфть, juft′ bzw. юхть, jucht′, aber auch unter der Bezeichnung Русская кожа, Russkaja Koža, „Russische Haut“ bekannt) aus der Haut von Kälbern oder Rindern. Das Juchtenleder ist sehr fest, dicht und geschmeidig und wird mit Birkenteeröl eingerieben, weshalb es stark riecht.

[225] Als Rauchwaren bezeichnet man zugerichtete gegerbte, noch nicht zu Pelz verarbeitete Tierfelle.

[226] Das finno-ugrische Volk der Udmurten (udmurt. Удмурт, Udmurt; russ. Удмурты, Udmúrty bzw. Вотяки, Wotjakí).

[227] Vielleicht die Inguschen (ingusch. ГIалгIай, Ghálgháj; russ. Ингуши, Inguší).

[228] Die Chasaren (griech. Χάζαροι, Cházaroi; lat. Gazari bzw, Cosri; pers. خزر Xazar; hebr. כוזרים, Kuzarim; osman./türk. خزرلر, Ḫazarlar; tatar. Xäzärlär; russ. Хазары, Xazáry), ein ursprüngl. nomadisches Turkvolk, das später teilweise seßhaft wurde im westl. Zentralasien, dem nördl. Kaukasus sowie in Teilen des östl. Europas.

[229] Choresmien (pers. خوارزم, Ḫwārizm; usbek. Xorazm; russ. Хорезм, Choézm), eine Großoase an der Mündung des Amudarya (griech. Ὦξος, Ṓxos; pers. آمودریا, Āmūrdariā); heute teils in Usbekistan, teils in Turmenistan gelegen.

[230] Chorasan (pers. خراسان, Ḫurāsān; russ. Хорасан, Chorasan), eine hist. Region in Zentralasien im Gebiet der heutigen Staaten Afghanistan, Iran, Tadschikistan, Usbekistan und Turkmenistan.

[231] Der mongol. Feldherr Sube’etai (mongol. Сүбээдэй, Sübeedei; chin. 速不台, Subutai; russ. Субэдэй, Subėdėj; ca. 1175–1248).

[232] Peter I. der Große (russ. Пётр I Великий, Pëtr I Velíkij; 1672–1725), von 1682 bis 1721 Zar und Großfürst von Rußland und ab 1721 der erste Kaiser des Russischen Reichs.

Der alten Hauptstadt dieses Königreichs schreibt die Sage ein mährchenhaftes Alter zu: bald ein Enkel Japhets[233], bald Alexander der Große[234], bald ein König Kasir von Samarkand[235] sollen die Gründer derselben gewesen sein. Auf Münzen kommt sie im 10. Jahrhundert, in russischen Chroniken erst 1360 vor. – Sie galt auch nach der mongolischen Eroberung noch für eine „große Stadt“, obwohl ihre Bevölkerung nach einzelnen Verheerungen bis auf 10,000 zusammengeschmolzen war. Am raschesten sank sie, als sie ein Zankapfel der mongolischen Fürsten geworden war. Den Gnadenstoß gab ihr aber Tamerlan[236] am Ende des 14. Jahrhunderts; den Untergang der goldenen Horde[237] sollte sie nicht überleben.

Die gegenwärtigen Trümmer sind der Schmuck eines – russischen Dorfes im Gouvernement Kasan, Uspenskoie[238], das aber auch den alten Namen, in Bolgarü[239] verwandelt, noch fortführt. Sie liegen innerhalb eines von einem Graben umgebenen Walles zerstreut, dessen Umfang ungefähr sieben Werst[240] beträgt. Am besten erhalten sind zwei Thürme (Minarets[241]) und von den Gebäuden das sogenannte schwarze oder Gerichtshaus[242], von welchem noch drei Stockwerke mit Thür- und Fensteröffnungen stehen, und das weiße Haus[243], das 82 Fuß lang und 36 Fuß breit ist und ein Bad gewesen sein mag. Wir sehen es im Vordergrund unseres Stahlstichs. An die Südseite jenes Walles stößt ein kleinerer, ein unregelmäßiges Viereck bildend und die „kleine Stadt“ genannt. Der Umstand, daß sämmtliche Bauwerke aus behauenen Kalk- und Sandsteinen aufgeführt waren, trägt jetzt viel zu ihrer rascheren Zerstörung bei. Bulgar ist eine Fundgrube für die Neubauten in Bolgarü, – „neues Leben keimt in den Ruinen.“

Wenn auch die Zeiten vorbei sind, wo die Dichter in jeder Ruine zu Elegien über die Hinfälligkeit alles Irdischen im Allgemeinen und das Hingefallene insbesondere glaubten begeistert sein zu müssen, so drückt uns doch unwillkürlich der Anblick solcher Trümmer der Vergangenheit in eine trübe Stimmung hinein: von einem großen, blühenden, mächtigen Volksleben nichts, gar nichts übrig, als die stummen Steinhaufen bei einem elenden Dorf! – Da liegt wohl die Frage nahe: Ist ein solcher Untergang eines dem großen Verkehr aufgeschlossenen Volkes noch heute möglich? – Wir rufen mit froher Zuversicht „Nein!“ und blicken von diesen Trümmern getröstet und gehoben auf den Kulturgang der Völker von damals bis heute. Wer nur mit dem Maßstabe seiner Wünsche an die Beurtheilung der Gegenwart geht, nur nach Dem sich umsieht, was er noch vermißt, was alles noch besser sein könnte, den wird die heraufbeschworene Unzufriedenheit nur zu einem harten und ungerechten Wahrspruch führen

[233] Jafet (hebr. יֶפֶת, Yā́p̄eṯ; griech. Ἰάφεϑ, Iápheth; lat. Iafeth), einer der drei Söhne Noahs (hebr. נֹחַ, ṓaḥ, „die Ruhe“; griech. Νῶε, Nōe; lat. Noe), nach alttest. Aussage der Stammvater der Völker nördl. von Israel.

[234] Alexander der Große (griech. Ἀλέξανδρος ὁ Μέγας, Álexandros ho Mégas; 356–323 v. Chr.).

[235] Samarqand (griech. Μαράκανδα, Marákanda; usbek./tadsch./russ. Самарқанд, Samarkand; pers. سمرقند, Samarqand), heute in Usbekistan gelegen; ein König namens Kasir ist hist. nicht belegt.

[236] Der zentralasiatische Feldherr Temür (1336–1405), auch unter den Namen Timur Leng (pers. تیمور لنگ, Tīmūr Leng, „Timur der Lahme“), Timur Lenk oder Tamerlan bekannt.

[237] Tatar. törk tatarları; Bezeichnung für das Khanat (pers. خانات, ḥānāt; osman. خانلق, ḥānlıḳ) der mongolischen „Goldenen Horde“ (mong. Алтан Орд, Altan Ord; tatar. Алтын Урда, Altın Urda; russ. Золотая Орда, Zolotaja Orda), die im Zuge des Mongolensturms seit dem 13. Jhd. Rußland beherrschte (Teile wie z. B. die Krim zumindest nominell bis weit ins 18. Jhd.).

[238] Uspenskoje Selo (russ. Успенское Село, Uspénskoe Seló) bei Bolgar (siehe hierzu S. 77, Anm. 213), heute zur Stadt gehörig; eine russ. Gründung des 17. Jhd. im Zusammenhang mit einem gleichnamigen Kloster.

[239] Bolgar (siehe hierzu S. 77, Anm. 213) wird noch heute von den Einheimischen als Bulgary (russ. Булгары, Búlgary) bezeichnet.

[240] Die russ. Längeneinheit Werst (russ. верста, versta), die von 1721 bis 1917 galt und 1.066,8 m entsprach.

[241] Das dt. Minarett geht auf das frz. minaret zurück, dem das osman. مناره, minstore zugrundeliegt; letzteres hat wiederum seinen Ursprung im arab., منارة, manāra, ursprüngl. „Leuchtturm“, wörtl. „Ort des Lichts“ oder „Ort des Feuers“ von arab. نَار, nār, „Feuer“.

[242] Russ. Чёрная палата, Čërnaja palata, „Schwarze Kammer“, ein Kuppelbau mit kubischer Basis aus dem 14. Jhd., heute ein Museum für wolgabulgar. Kultur.

[243] Russ. Белая палата, Belaja palata, „Weiße Kammer“, die Ruinen von Bädern aus der dem 14. Jhd. auf der Südseite der Schwarzen Kammer (s. o.).

können, der ihm das Vorwärtsstreben leicht als ein hoffnungsloses verleiden könnte; – wer aber bis in jene Fernen der Vergangenheit die vergleichenden Blicke wirft, der wird den Fortschritten im Völkerleben Recht und Ehre lassen trotz einzelner schwerer Trauerfälle, er wird im Vorwärtsstreben eine freudige Pflicht erkennen, an den Sieg der Bildung und Freiheit glauben, – und dazu sind solche Ruinen gut und solche Bilder, die daran mahnen.



RUINEN VON BULGAR

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Einundzwanzigster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1860. 184 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 133-139.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Zwölfter Band. Dritte Folge, zweiter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 156 S. 8°. S. [3]-9.

Bregenz.

Am östlichsten Winkel des Bodensees, auf der westlichsten Spitze der österreichischen Lande, liegt es vor uns, und hinter ihm das Hochgebirg von Vorarlberg und der Schweiz, und vor ihm der Spiegel unseres herrlichen Schwabenmeers – dieses reizendste Fleckchen der deutschen Erde, wohl werth, daß man Beides von ihm kennen lerne, das Land und die Leute.

Vorarlberg ist der letzte Rest schwäbischen Besitzthums des Kaiserhauses, und so fest blieben in diesen Bergen die alten Familienzüge der Völkerschaften erhalten, daß noch heute der alemannische Vorarlberger neben dem nächsten landsmännischen Nachbar, dem Tiroler, als ein Anderer dasteht mit besonderen Eigenthümlichkeiten und bewußter Selbstständigkeit. Dreihundert Jahre Unterthanengemeinschaft haben beide österreichischen Völkerstämme einander nicht näher gebracht; noch heute fühlt der Tiroler sich abgestoßen von dem weltklügern Vorarlberger, der ihm der Freisinnigkeit und Ketzerei verdächtig erscheint und dem er Mangel an Aufrichtigkeit vorwirft, während der rührige Vorarlberger die trübselige Kopfhängerei und Demuth seines östlichen Gebirgsnachbarn belächelt und sich dem Schweizer verwandter fühlt, als überhaupt dem Oesterreicher und dem Bayern.

Wer aber kann von irgend einer Richtung heute die Grenze Oesterreichs betreten, ohne allenthalben derselben Erscheinung zu begegnen, und wer kann dieses große Reich betrachten, ohne erschüttert zu sein von den unerbittlichen Folgen der Vergangenheit! Ja, je begeisternder an dieser Stätte die Natur zu uns redet, je berauschendere Bilder die Silberspiegel ihrer Seen und Gletscher im frischen Rahmen der Auen und des Himmels uns vorzaubern, desto näher überkommt unser Herz der Zorn, der zu Gericht sitzen möchte über eine Starrköpfigkeit im Irrthum und Zähigkeit in der Selbstsucht, die so entsetzliche Thatsache möglich machen konnten, – die Thatsache, daß eines Reichs Hauptstadt wie ein feindlicher Dämon gerade gegen die Völker sich dräuend erhebt, welche die unerschütterliche Schutzwehr seiner Grenzen sein sollten! Und diese Völkermauer, anstatt sein Schutz zu sein, ist sie gerade des Reiches größte Gefahr, denn nicht gen Wien ist das Auge des Volksgerichtet, wo es die Burg seiner Zuversicht und seines Vertrauens erblicken sollte, sondern mit centrifugaler Gewalt strebt sein Herz dem Nachbar jenseits der Grenze zu, als ob ein böser Geist im Innern rase. Nicht nur Venedig, auch Südtirol streckt die Arme sehnsüchtig nach Italien aus, in dem undankbaren Triest herrscht der fremde Geist, und die Freiheit von Montenegro strahlt dem Dalmatiner heller, als der Glanz der Hofburg in Wien. Die Kroaten träumen vom Panslavismus und hängen, gleich den Slavoniern[244], des russischen Kaisers Bildniß neben das Konterfei ihres Schutzheiligen. Der Grenzer steht nicht mehr feindselig am Donauufer, seitdem sein Erbfeind, der Türke, nur noch ein galvanisirter Leichnam ist, und er begrüßt im verfolgten Rajah[245] einen

[244] Einwohner der historischen Region im Osten Kroatiens, die sich über die Ebenen zwischen den großen Donau-Nebenflüssen Save (slowen. Sava) und Drau (slowen. Drava) erstreckt; im Osten reicht sie bis zur Donau und der serbischen Grenze. Slavonien gilt als Kornkammer Kroatiens und gehörte von 1699 bis 1918 als Königreich zum Habsburger Kaiserstaat.

[245] Osman. رعايا, reāyā, „der Untertan“ (von arab. رعايا, raʿāyā, Pl. von رعية, raʿīya, „die Herde“); ein Angehöriger der steuerpflichtigen Volksklasse, im Gegensatz zur Klasse, die als askerī (osman. عسكرى, „der Soldat“; von arab. العسكر, al-ʿaskar, „der Soldat“) bezeichnet wurde und sich aus den von jeglichen Steuern befreiten Angehörigen des islam. Klerus (osman. علميه, ʿilmiye, „die Gelehrtenschaft“; von arab. علماء, ʿulamāʾ, Pl. von عالم, ʿālim, „der Wissende“), des kaiserl. Hofes (osman. ملكيه, mülkiye, „das herrschaftl. Eigentum“; von osman. مالكيت, mülkiyet,

armen, verwandten Bruder und beneidet den Serben um sein stolzes Selbstgefühl. Gegen Norden aber wird die Kluft noch tiefer zwischen Wien und dem Grenzlande jenseits der Karpathen, da sind für Liebe und Treue die Wege verschneit, so lange noch in polnischer Zunge auf Erden gesprochen wird, oder so lange das Glück der Völker nicht Eins ist mit dem der Throne.

Es wäre ein schweres Unrecht, zu behaupten, es sei je in Oesterreich nicht die Absicht des Throns gewesen, das Glück der Völker zu begründen, oder gar die Absicht, es nicht zu begründen. Die Geschichte zeigt uns eine unendliche Reihe von Gesetzen, Verordnungen, Maßregeln und Thaten, deren ausgesprochener Zweck kein anderer war, als „das Wohl der Unterthanen." Aber wie? Jedermanns Thun und Lassen in einen möglichst engen Kreis, in einen möglichst schmalen Kanal der Pflichten, der Bildung und Umsicht festzubannen, das war § 1 der Staatsweisheit. Aus der Beschränkung aber erwuchs eine Beschränktheit, die dem Verlangen nach stets wachsender Steuerkraft schlecht entsprach. Wiederum sollten unzählige behördliche Anweisungen abhelfen; aber dicht neben dem Unterrichtenwollen erhoben sich geweihete Finger gegen jede geistig freiere Regung: bis hieher und nicht weiter! So stak dort fortwährend der Geist der Völker in der Zwickmühle ängstlich zugemessener Belehrung und rücksichtsloser Censur. Je verbotener aber die Frucht, desto emsiger ward sie vom wißbegierigen Volk gesucht. Von „draußen", aus dem Reiche drang allerlei Kenntniß und Erkenntniß neben den Schlagbäumen in das Land. Weil jedoch diese Bildung gesetzwidrig, weil sie eingeschlichene Kontrebande war, so mußte man von oben herab thun, als wisse man nicht, daß man unten so Vieles weiß. Dadurch entstand eine Sprachverwirrung, die endlich so weit führte, daß Regierung und Völker in fortlaufendem gegenseitigem Mißverständniß befangen waren. Das Volk stand der Regierung mundtodt gegenüber, es durfte kein Urtheil über ihre Handlungen wagen, obwohl es ihm weder an Einsicht, noch an Gelegenheit dazu gebrach. Der blinde Glaube sollte von der Kirche in das politische Leben des Volks hinübergeführt werden. Da aber die irdischen Dinge dem Blicke der Menschen nicht so weit entrückt sind, wie die himmlischen, so konnte der Glaube nicht bestehen, wo die Augen hell das Gegentheil sahen, zumal die Aepfel vom Baume der Erkenntniß dem Volke von allen Grenzen hereingeworfen wurden.

Wenn eine solche theatralische Behandlung der Politik vielleicht für den Charakter und Civilisationsgrad der Franzosen geeignet ist oder in fester Hand wenigstens eine Zeit lang gut thut, so erblicken wir in ihr ein großes Unrecht den Völkern Oesterreichs gegenüber, die theils, wie die Deutschen und Ungarn, zu ehrlich, theils, wie die Mehrzahl der Slaven, zu ungebildet für solch ein Spiel sind. In dieser Beziehung besonders befand sich die Regierung Oesterreichs bisher auf einem schlimmen Irrwege.

Wo aber die Irrwege erkannt sind, da sollte der rechte Weg zum Heil von Staat und Volk nicht so schwer zu finden sein. Und man findet ihn ohne Mühe, wenn man nicht die Leuchte selbst verlöscht. Dem Volke nur das Schloß vom Munde, und den Regierungen wird die Binde rasch von den Augen fallen! –

Zwei Dinge sind es, für welche Völker zu begeistern und für welche sie zu jedem Opfer bereit sind: Vaterland und Freiheit. – Jedoch der Staat, weil ihn eine Krone beherrscht, macht noch nicht das Vaterland aus. Der Mann auf den jonischen Inseln[246] und in Gibraltar[247] läßt nicht Großbritannien, der in Schleswig nicht Dänemark, der in Nizza und Korsika nicht Frankreich, der in Posen nicht Preußen,

---

„herrschaftl. Eigentum, Besitz"), des Militärs (osman. سيفيه, seyfiye, „das Militärwesen"; von arab. السيف, as-saif, „der Säbel, das Schwert"), der kaiserl. Beamtenschaft (osman. قلميه, ḳalemiye, „die Beamtenschaft") und den Steuereintreibern (osman. محصّل, muḥaṣṣıl, „der Steuereintreiber") zusammensetzte. Eine weitere Hauptgruppe der osmanischen Gesellschaft, ḳul (osman. قول, ḳul, „der Sklave, Diener") genannt, bildeten die Sklaven; die Sklaverei existierte im Osmanischen Reich nachweislich mindestens bis ins Jahr 1908.

[246] Unter brit. Protektorat waren 1815 die „Vereinigten Staaten der Ionischen Inseln" (griech. Ἑπτάνησος Πολιτεία, Heptánesos Politeía, „Staaten der Sieben Inseln", ital. Repubblica Settinsulare; osman. جزاييرى صباى موجتميا جومهورو, Cezayīr-i Sebā-i Müctemīa Cümhūrū, „Vereinigte Staaten der Westlichen Inseln") gegründet worden. Dem bis 1864 bestehenden Protektorat gehörten die folgenden Inseln an: Andikythira (griech. Αντικύθηρα), Andipaxos (griech. Αντίπαξος), Korfu (griech. Κέρκυρα), Kythira (griech. Κύθηρα, ital. Cerigo), Lefkada (griech. Λευκάδα, ital. Santa Maura), Ithaka (griech. Ιθάκη), Kefalonia (griech. Κεφαλονιά), Paxos (griech. Παξός) und Zakynthos (griech. Ζάκυνθος, ital. Zante) an; der Name leitet sich von den sieben größten Inseln ab.

[247] Arab. جبل طارق, Ǧabal Ṭāriq, „Berg des Tarik"; die Insel war 1704 im Spanischen Erbfolgekrieg von den Briten besetzt und im Frieden von Utrecht vom 11. April 1713 diesen völkerrechtlich zugesprochen worden.

der in Polen nicht Rußland als sein Vaterland leben. Sein Vaterland umfaßt dasjenige Stück Erde, auf welchem er geboren ist, soweit es von dem Volke seiner Sprache bewohnt wird. Man sträube sich, wie man will, gegen die Nationalitätspolitik: die Nationen sind von Gott geschaffen, die Staaten von Menschenhand gegründet, und Gottes Werk allein hat ewige Dauer. Wenn darum weder der Pole noch der Italiener, weder der Ungar noch der Slovene den Becher für Oesterreich als sein Vaterland erhebt und selbst die beamtliche Begeisterung in offizieller Pflichtschuldigkeit nicht bis zum ganzen Reich, sondern nur bis zur höchsten Person des Reichs emporsteigt, so beweist das am deutlichsten den Mangel am wesentlichsten Erforderniß eines festen Staatsbaues. Polen, Italiener und Slaven suchen ihr Vaterland außerhalb Oesterreichs, und selbst der deutsche Oesterreicher blickte schon einmal nach der Paulskirche in Frankfurt am Main erwartungsvoller, als nach der Hofburg in Wien. – Kann aber ein Staat diesen Mangel ersetzen? – Man entschädige die Völker, denen man kein Vaterland reichen kann, mit Freiheit. Oesterreich gebe den Ungarn, was es ihnen Höchstes geben kann: ihr Vaterland; und es gebe Deutschen, Polen, Italienern und Südslaven das Höchste, was es diesen bieten kann: verfassungsstaatliche Freiheit; dann und nur dann wird über den bunten Fahnen all der verschiedenen nationalen Landtagshäuser die Reichsfahne prangen Allen zur Ehre und zum Schutz. – Kein Volk ist unempfindlich für das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit einer großen Gemeinschaft, nur müssen ihm aus derselben nicht ausschließlich größere Lasten erwachsen; ein jedes Volk freut sich seiner Einheit mit einem an Gebiet, Macht und Ehre großen Staate, nur muß ihm dieser Staat auch größere Mittel und Wege zu seiner Wohlfahrt und größere Sicherheit der nationalen Selbstständigkeit und der persönlichen Freiheit bieten. – Wenn der Pole in Galizien und Krakau, der weder von Rußland noch von Preußen den Geist seines Volksthums geachtet und gepflegt sieht, diese Achtung und Pflege unter dem Kaiserscepter Oesterreichs gefunden, und zwar im Verein mit bürgerlichen und politischen Einrichtungen, und einer geistigen Erziehung, wie sie dem alten Polen geradezu unmöglich waren, so würden für den Kaiser keine treuere Kämpfer gegen einen nordischen Feind erstehen, als diese Polen. Wenn die Slaven im Süden des Reichs, Dalmatiner, Kroaten, Slavonier u. s. w., die noch in den glücklichen Kinderschuhen des Volkslebens wandeln, unter weiser und liebevoller Anleitung der Krone ihr Volksthum ausbilden und zum Bürgerthum sich erheben könnten, geschützt in ihren Rechten und in ihrem Erwerb gegen jede Verletzung im Innern und durch die Macht des Staats ihres gesicherten Eigenthums und Lebensfroh, – wo wäre der Boden, den die panslavistische Verführung finden könnte? Wenn in den italienischen Landen zu rechter Zeit nicht bloß für die möglichste Steuerkraft, für treffliche Straßen, Kanäle und Eisenbahnen allein gesorgt worden wäre, wenn die Krone den außerordentlichen Vortheil, den ihr das klägliche Beispiel des benachbarten Kirchenstaats[248] und die politische Ohnmacht der anderen Klein- und Mittelstaaten geboten, in der rechten Weise ausgebeutet: wenn sie durch freie Institutionen den Stolz des Volks geweckt und genährt hätte, so würden die klugen italienischen Rechner auch den Vortheil eines so mächtigen Schutzes ihres Wohlstands gewürdigt haben: hätte sie den Italienern der Lombardei die Freiheit gewährt, so würde diese nicht durch die Freiheit ihr entrissen worden sein. – Wenn das Kaiserthum nicht abermals in Ungarn die Vaterlandsliebe polizeilich unterdrückt und als Majestätsverbrechen bestraft, sondern wenn es dieses köstliche Kleinod ehrt, wenn es den Nationalstolz des Ungarvolkes selbst zu ehren versteht, so darf heute noch der Kaiser[249], der dort König ist, mit gleicher Zuversicht, wie weiland seine große Ahne Maria Theresia[250], an das Schwert seiner Ungarn schlagen, wenn ein Feind die Grenzen des Reichs bedroht. –

Was von den genannten fremden Völkern Oesterreichs gilt, gilt auch von den deutschen: sie werden nicht mehr Preußen, Sachsen, Bayern um ihre Verfassungen beneiden, wenn ihnen eine österreichische für die deutschen Länder des Kaiserstaats gewährt wird, und auch Vorarlberg wird, selbst dem freien Schweizer gegenüber, mit dem Stolze der Genossenschaft eines großen, freien Völkerbundes unter dem Schutze einer mächtigen Krone, seinen Kaiser freudig leben lassen.

---

[248] Siehe hierzu S. 49, Anm. 160.

[249] Franz Joseph I. (1830–1916), seit 1848 Kaiser von Österreich sowie König von Böhmen und Ungarn.

[250] Maria Theresia von Österreich (1717–1780), seit 1740 Erzherzogin von Österreich und Königin von Ungarn, Kroatien und Böhmen.

Wie strahlen vor solchem Bilde die Berge und der See! Nur wenn das Herz froh ist, spiegelt das Auge die Herrlichkeiten der Erde wider; wem aber kann in einem Reiche, in welchem – – –

So weit war geschrieben, und der begonnene Satz sollte mit den Worten enden: – in welchem schon das Besprechen freien Verfassungswesens für gefährlich erkannt und den Zeitungen verboten wird! – Da kommt die Kunde von dem Manifeste des Kaisers[251] zu uns.

Sie kommt, obwohl längst ersehnt, dennoch unerwartet, diese Kunde von dem doppelten Ereigniß, daß Absolutismus und Centralisation in Oesterreich mit einem Federzuge vernichtet seien. – Warum jubelte nicht jede freie Seele laut auf bei solcher Kunde? Was drückte die Freude nieder? Welcher Schatten stellte sich zwischen den Kaiser und die Völker? – Es gibt in der Gegenwart Namen, deren Zug unter jeder Urkunde, und wäre sie vom edelsten Willen diktirt, immer den Verdacht der Unlauterkeit erregt. So auch hier. Dieselbe Hand, welche die Verfassung des braven Hessenvolks zu Boden warf[252], hat hier ein verfassungs-ähnliches Schriftstück unterzeichnet, das einen völkerreichen Staat beglücken, ein sinkendes Reich erheben soll: kann eine Gabe rein sein, die von solcher Hand kommt? – Es ist nicht möglich, daß Trauben wachsen am Dornstrauch. – So grollten wir im Stillen, auf die verheißenen Landesstatute harrend, aber immer mit der fast ängstlich begütigenden Hoffnung, daß das Gegebene besser sei, als des unwillkommenen Namens Klang.

Da kam zum Manifeste und den Beischriften, welche den Triumph der Ungarn bezeugten, als Erstes das Statut für Steiermark[253] und der Vorhang fiel für unsere Hoffnung und unsere Freude. Das aschgraue Mittelalter stieg, stolzierend in der ständischen Uniform, an das Tageslicht der Gegenwart, vorauf die Geistlichkeit, dann der Adel, dann einige wohl filtrirte städtische Vertretung und ganz hinten einiges mehrmals durch den Wahl- und Reinigungstrichter durchgelaufenes Volk. Und für jedes Ländchen solch ein Ständchen! – Und wie sie sind, diese Stände, so ist auch ihr Dürfen und ihr Sollen: Keine freie, ehrliche, offene Vertretung der deutschen Völker Oesterreichs vor ihrem Oberhaupte und vor der Welt, sondern eine Anzahl gesetzlich streng von einander geschiedener regierungsbevormundeter Volksbeamtenversammlungen für allerinnerste Angelegenheiten! – Und, damit in der Jesuiten Farçe auch der Hanswurst nicht fehle, dazu die befohlenen Illuminationen, welche der Hofburg zu Wien die Begeisterung der Völker im ganzen Reiche vorlügen sollen!

Leider war unser Artikel demnach nicht vergeblich geschrieben; wir beharren bei ihm Wort für Wort und rufen es nur um so lauter dir zu, du armes schönes verblendetes Oesterreich: so sicher du nicht ablässest, Wind zu säen, so sicher wirst du Sturm ernten!

Schade um das schöne Land und Volk, daß wir's nun nicht mit frohen Augen beschauen können. Das bittere Gefühl abermaliger Täuschung verhängt alle lachende Herrlichkeit mit dem Flor der Volks-

---

[251] Mit dem Patent vom 5. März 1860 war seit 1849 wieder ein Reichsrath einberufen worden, der zu Kaiser Franz Josephs I. (siehe hierzu S. 84, Anm. 249) berühmtem Diplom vom 20. Oktober 1860 führte, das die Abwendung vom absolutistischen System markierte und eine vorsichtige konstitutionelle Öffnung des Kaiserstaates in Richtung föderale Strukturen vorsah.

[252] Österreich hatte 1850 beim kurhessischen Verfassungskonflikt Partei für die reaktionäre Regierung von Kurfürst Friedrich Wilhelm I. (1802-1875) ergriffen und Mitte Oktober über den Frankfurter Bundestag sogar eine militärische Intervention erwirkt, die am 1. November 1850 zur Besetzung Hanaus durch österr. und bayer. Truppen führte. Das konkurrierende Preußen besetzte im Gegenzug Fulda und Kassel. Am 8. November kam es dann zwischen den beiden nach Hegemonie strebenden Machtblöcken zum berühmten Treffen bei Bronnzell, bei dem lediglich der legendäre Stiefel des bayerischen Gefreiten Benedikt Mutzel und ein preußischer Schimmel als Opfer zu beklagen waren. Besagtes Gefecht war jedoch nur der skurrile militärische Höhepunkt eines bereits im Mai 1849 von Preußen in Angriff genommenen Unionsprojekts, das eine kleindeutsche Lösung unter der Führung Preußens und Ausschluß Österreichs vorsah, was sich natürlich sofort zu einem Konflikt mit diesem auswuchs. Dieser fand ein vorläufiges Ende in der Preußen demütigenden „Olmützer Punktation" vom 29. November 1850, mit der es von Österreich zum Verzicht auf die bisher betriebene Unionspolitik gezwungen wurde.

[253] Ebenfalls am 20. Oktober 1860 erlassen, trat es nie in Kraft, da es durch das Patent vom 26. Februar 1861, das den mit dem Oktoberpatent (siehe S. 85, Anm. 251) eingeschlagenen Weg in Richtung eines liberaleren Föderalismus fortführte, aufgehoben wurde.

trauer, und ständen wir nicht vor ihr, wir suchten sie diesmal nicht auf, die freundliche Stadt unseres Bildes.

Ich besuchte Bregenz von Lindau aus. Von dieser hellen und heitern Stätte trägt uns der Dampfer der waldigen Gebirgsbucht zu, nachdem wir an der schönen Villa Leuchtenberg vorüber gefahren sind. Je näher dem Seehafen von Bregenz, desto großartiger entfaltet sich das Amphitheater der Hügel und Berge, und endlich wir die Stadt am Fuße des Gebhardsberges, an dem sich ihre gesunden alten Glieder wohlhäbig emporstrecken.

Bregenz ist ein Städtchen von etwa 3300 Einwohnern und zerfällt in die untere und obere Stadt. Die untere Stadt war ursprünglich eine Fischeransiedelung, klein und ärmlich, bis der Wohlstand sich hier niederließ und die eigentliche Stadt mit den zahlreichen Behörden, Aemtern und öffentlichen Anstalten hierher verlegte. Als eine neuere Anlage hat sie weder Mauern noch Thore, und so gehören auch ihre Sehenswürdigkeiten mehr der Gegenwart als der Geschichte an. Hier finden wir, außer den öffentlichen Gebäuden des Staats und der Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten, einige Fabriken von Bedeutung, das Schützenhaus als besuchswürdigen Vergnügungsplatz und die Kornhallen, beide am See und letztere seit dem Jahre 1548 jeden Freitag eine belebte Stätte für den Getreide- und Wochenmarktverkehr. Eine Kapelle am See erinnert an einen großen Sieg der Bregenzer über die Appenzeller im Jahre 1408, durch welchen die belagerte Stadt mit Hülfe der Ritter des schwäbischen St.-Jörgen-Schildes von schwerer Bedrängniß gerettet wurde. Diese Belagerung widerfuhr jedoch der obern oder alten Stadt, zu welcher wir jetzt hinaufsteigen.

Die obere Stadt, auf einem freien von zwei Bächen bespülten Hügel stehend, zeigt der Gegenwart noch stolz ihre Umfassungsmauern in alter Originalität. Nur die Außenwände sind gefallen und von den innern Bauwerken der Vorzeit das Rathhaus und die Burg der Grafen von Montfort, die hier residirten. Die Alterthumsforscher vermuthen aus einigen Ueberresten die Stätte eines römischen Kastells, denn man findet hier, wie auf der Stelle, auf welcher man die Ueberbleibsel vom alten Brigantium zu suchen hat (am Wege nach Lautrech, auf dem sogenannten Oelrain bis zur Riedenburg hin), noch viele und zum Theil sehr werthvolle römische Alterthümer. Zwischen der oberen Stadt und dem Kloster der Dominikanerinnen zu Thalbach erhebt sich auf einem reizenden Hügel die Pfarrkirche zu St. Gallus, in welcher der Reisende gern bei einzelnen Grabinschriften verweilt; so beginnt vom alten tapfern Oberst Schoch[254], der in der bregenzer Geschichte des dreißigjährigen Kriegs eine Rolle spielte, eine Grabschrift:

Allhier in diesem Loch
Liegt Oberst Kaspar Schoch etc. etc.[255]

Prachtvoll ist von diesem Friedhofe der Blick über den See und in das Rheinthal und rückwärts in die waldreiche Schlucht des Pfändergebirgs; noch umfassender aber finden wir ihn, wenn wir an dem Monumente des Feldmarschalllieutenants von Hotze[256] (fiel im Jahr 1799 bei Schännis) vorüber den nächsten Weg auf den Gebhardsberg einschlagen. In einer halben Stunde erreichen wir die Felsenkuppe, auf welcher einst das Schloß Hohenbregenz prangte. Jetzt erinnern nur noch wenige Trümmer an dasselbe, und ein weithin berühmtes Wallfahrtskirchlein leuchtet mit seinen schlanken Thürmchen über dem grauen Gemäuer. Neben dem Kirchlein steht ein Wirthshaus mit einem Altane über jäher Höhe. Hier ist die Fernsicht nach drei Seiten frei und überraschend großartig, wenn sie auch die auf dem 3360 Fuß hohen Pfänderberge, dem letzten westlichen, fast ganz isolirten Ausläufer der vorarlbergischen Alpen, bei Weitem nicht erreicht. Wir sehen vor uns den See in seiner ganzen Länge bis nach Konstanz

[254] Caspar von Schoch (1610–1672).

[255] Die von Schoch selbst verfaßte Inschrift auf dem Epitaph lautet korrekt folgendermaßen: „D. CASPARUS SCHOCH – ALLHIE LIGT DER MADENSACK. NUN HELFEN DICH WEDER PISTOLL NOCH PRACHT. WEIL DU ABER DEN GRABSTEIN HAST BEIZEITEN GMACHT, WIRDT DICH HOFFENTLICH GOTT NEMEN IN OBACHT. ANNO MDCLXXII. HODIE MIHI CRAS TIBI. GOTT WOLL UNS ALLEN GNÄDIG SEIN. AMEN."

[256] Friedrich Freiherr von Hotze (1739–1799), Schweizer Militär in österr. Diensten. 1851 hatte man ihm auf dem Bregenzer Friedhof ein Denkmal gesetzt.

und bis an den Untersee, rechts das lachende Schwabenufer, links von der Rheinmündung bis Rheineck, wo die St. Galler Vorberge die Fortsetzung des Seeufers verbergen. Ein tiefer Grund, aus welchem die Bregenzerach hervor- und dem See zustürzt, scheidet den Bregenzerwald von den Vorarlbergen. Drüben öffnet sich das Rheinthal mit seinem Kranze von Hochgebirgen, und dorthin soll man beim Sonnenaufgang blicken, um die werdenden und vergehenden Farben, Formen und Lichter, im Thal und auf Höhen, eine täglich neue Schöpfung, zu bewundern.

Der Bodensee und sein Uferland gehören, wir wiederholen es, zu den schönsten Stellen der Erde. Hier ist Alles vereinigt, was Auge und Herz am höchsten entzückt: des Hochgebirgs Majestät, die Thäler und Ebenen, wo „wie ein Garten das Land zu schauen ist“[257], die Pracht eines großen Wasserspiegels, und dies Alles in edelster Harmonie. Wir scheiden darum ungern von unserem Schwabenmeere, aber mit der Hoffnung, recht bald durch ein anderes Bild dahin zurückgeführt zu werden.

H[258]

[257] Zitat aus Friedrich Schillers (1759–1805) „Wilhelm Tell […].“ (Tübingen: J. G. Cotta’sche Buchhandlung 1804), „Dritter Aufzug.“, „Dritte Scene,“, S. 126.

[258] Die Initiale „H“ könnte für den Coburger Redakteur und Schriftsteller Friedrich Hofmann (1813–1888) stehen.


Aus d.Kunstanst. d.Bibliogr. Instit. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger.

BREGENZ

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Einundzwanzigster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1860. 184 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 139f.

MEYER’S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Zwölfter Band. Dritte Folge, zweiter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 156 S. 8°. S. 96f.

Der Kreml zu Uglitsch[259].

Wohin wir auch wandern und blicken, ob in die nächste Nähe, ob in Fernen, wo nur selten der über den Globus hinschweifende Blick sich fest gehalten fühlt durch irgend ein großes Merkzeichen der Geschichte, überall stoßen wir auf Spuren untergegangenen Lebens. Es bedarfs nicht der Asche eines brennenden Vesuv, um die Stätten eines einst mächtigen Volksverkehrs der Nachwelt für Jahrhunderte zu verhüllen, auch nicht des Sandes der Wüste, welcher die Tempel der Götter, wie die Grabhallen der Könige und die Wohnungen der Armuth verschüttete, noch der Urwälder der neuen Erde, zwischen deren Baumriesen der Forscher die Trümmer größer Städte entdeckt, die Zeugniß dafür ablegen, daß eine hohe Kultur schon undenkliche Zeiten vor Columbus[260] in Amerika geblüht habe. Es genügt, daß ein Land spät mit uns in Verbindung getreten sei, um uns Gelegenheit zu bieten, mehr als ein Herculanum und Pompeji für unsere Kenntniß neu aufzugraben und den unermeßlichen Schatz der Geschichte fort und fort zu mehren.

Zu den räumlich uns nächsten Ländern – die Nähe ist durch den eisigen Hauch der Politik von dort uns oft genug fühlbar gemacht worden – gehört das europäische Rußland, und doch wird es in vieler Beziehung erst jetzt unserer Kenntniß erschlossen. Dies gilt jedoch weniger von den neueren, Schweden[261], Polen[262] und Türken[263] abgenommenen Theilen des großen Reichs, sondern gerade von seinem Kern, dem ältesten Rußland der Moskowiter. Jene neueren Reichstheile hatten entweder meist schon früher, namentlich durch die Hansa, unserm Verkehre offen gestanden, oder ihre Geschichte beruht auf älteren (wie z. B. von den Völkern am Pontus Euxinus[264] selbst klassischen) Quellen.

Das alte Rußland ward uns erst durch die Hülfsmittel der neueren Zeit aufgethan, und zu diesen gehören vor Allem die Akademien und der Dampf. Jene, von kaiserlicher Munificenz[265] reichlich unterstützt, sandten zuerst ihre Forscher und Sammler für Begründung einer umfassenden russischen Landes- und Volkskunde aus; ihrem einflußreichen und geschützten Wirken gelang die Entdeckung und Rettung mancher wichtigen Urkunden und die Bewahrung vieler Geschichtsdenkmäler in Stein und Pergament.

[259] Russ. Углич, Úglič.

[260] Christoph Kolumbus (ital. Cristoforo Colombo, span. Cristóbal Colón; ca. 1451–1506).

[261] Mit dem den „Großen Nordischen Krieg“ beendenden Frieden von Nystad vom 10. September 1721 hatte Rußland große Teile des vormals schwed. Kareliens (schwed. Karelen; finn. Karjala; russ. Карелия, Karelija) erhalten.

[262] Mit der Dritten Polnischen Teilung vom 3. Januar 1795 konnte Rußland mit dem Zugewinn von Kurland, Litauen und Wolhynien seine poln. Gebietserwerbungen von Witebsk (poln. Witebsk; lit. Vitebskas; lett. Vitebska; weißruss. Віцебск, Vizebsk; russ. Витебск, Vitebsk) bis Brest (früher auch Brest-Litowsk; poln. Brześć; lit. Brestas; weißruss. Брэст, Brėst; ukrain. Берестя, Berestja; russ. Брест, Brest) erweitern.

[263] Mit dem Frieden von Jassy (osman. یاش, Yaş; rumän. Iași; ungar. Jászvásár; bulg. Яш, Jaš; russ. Яссы, Jassy) vom 9. Januar 1792 hatte das Osmanische Reich (osman. دولت عليه, Devlet-i ʿAlīye, „der erhabene Staat“) den Verlust der Krim (griech. Κιμμερία bzw. Ταυρική, Kimmería bzw. Taurikḗ; osman. قريم, Ḳrīm; ukrain. Крим, Krym; russ. Крым, Krym; krimtatar. Qırım) und des Nordufers des Schwarzen Meeres (s. u.) bis zum Dnister (ukrain. Дністер, Dnister, russ. Днестр, Dnestr, poln. Dniestr, rum. Nistru) akzeptiert.

[264] Name des Schwarzen Meeres in der Antike (siehe hierzu S. 33, Anm. 89).

[265] Veraltet für Freigebigkeit (von lat. munificentia, Großzügigkeit).

Näher rückte uns dies Alles aber erst, seitdem die Lokomotive von Petersburg[266] bis nach Moskau vorgedrungen ist und das Dampfschiff den Reisenden die Wolga hinauf bis nach Rybinsk[267] führt. Seitdem taucht Stadt um Stadt vor uns auf, wie aus dem Strome der Vergessenheit, aus Vulkanschutt und Urwaldnacht emporgehoben, und überall erblicken wir zwischen dem lebendigen Treiben der Gegenwart die grauen ernst aufragenden Mahner an verschwundene Herrlichkeiten.

Vor ein solches Denkmal führt den Leser, damit er vergleichsweise auch einmal „russische Ruinen“ schaue, unser Bild, das die Ueberreste des alten Kreml von Uglitsch zeigt. Wir müssen auf der Wolga noch über Rybinsk hinausfahren, wenn wir an die Stelle kommen wollen, wo die Koroschitschna[268] sich in sie ergießt und wo die russische Kreisstadt Uglitsch (57° 32’[269] nördl. Br., 55° 59’ östl. L.) im Gouvernement Jaroslaw[270] liegt. Diese Stadt scheint eine so tragische Geschichte, wie irgend eine in Deutschland, zu haben. Wie alle Fürstensitze, theilte sie zwar die Ehren ihres Herrn und blühte an der Sonne seiner Huld, hatte aber dafür auch alle Unwetter des Schicksals am schwersten mit zu tragen. So erlag sie schon 1370[271] der Brandfackel des Fürsten Michaels von Twer[272]. Im Jahre 1456 wurde sie von dem Fürsten von Borowsk[273] an den Großfürsten Wassilij Temenj[274] abgetreten, und sie muß in den nächsten anderthalb hundert Jahren ein Liebling des Glücks gewesen sein, wenn die Kunde wahr ist, daß sie vor der letzten Zerstörung durch die Litthauer, im Jahre 1607, nicht weniger als 30.000 Häuser, 150 Kirchen und 12 Klöster gehabt haben soll. Von jener Größe wären die Ueberbleibsel des alten Kreml nun die einzigen Zeugen. Die jetzige Stadt zählt 1100 Häuser, darunter 25 Kirchen, 2 Klöster und 3 Schulen, und, nach dem letzten Census (von 1855), etwas über 10,000 Einwohner. Sie besteht aus drei Theilen: Semljanoï Gorod[275] (Erdstadt), Possàd[276] und einer Vorstadt[277]; diese Alle mit einem Wall umgeben, der keine Ansprüche auf fortifikatorische Bedeutung macht. Desto bedeutender ist die Industrie, die im Verein mit dem Handel den Wohlstand der Stadt sichert; für Leder, Seife, Papier, Leinwand, Wolle, Getreide, Fleisch, kupferne und zinnerne Waaren ist Uglitsch der Hauptstapelplatz des Gouvernements und liefert für die Schifffahrt auf der Wolga einen stattlichen Befrachtungsbeitrag.

---

[266] St. Petersburg (russ. Санкт-Петербург, Sankt-Peterburg, von 1914 bis 1924 Petrograd – russ. Петроград, „Peterstadt“ –, von 1924 bis 1991 Leningrad – russ. Ленинград, „Leninstadt“).

[267] Russ. Рыбинск, Rýbinsk.

[268] Wohl die Kotorosl (russ. Которосль, Kotorosl′).

[269] Hier das Zeichen für die Winkelminuten.

[270] Jaroslawl (russ. Яросла́вль, Jaroslavl′).

[271] Recte: 1371.

[272] Michael II. Alexandrowitch (Russ. Михаил Александрович, Michail Aleksandrovič; 1333–1399), seit 1368 Großfürst von Twer (russ. Тверь, Tver′).

[273] Wassili Jaroslawitsch (russ. Василий Ярославич, Vasilij Jaroslavič; † 1483), seit 1427 Fürst Serpuchow-Borowskij (russ. князь Серпуховско-Боровский, knjaz′ Serpuchovsko-Borovskij); 1456 war er wegen Aufruhrs sowie Unterstützung der Litauer zu lebenslanger Verbannung nach Uglitsch (siehe hierzu S. 77, Anm. 259) verurteilt worden und ging gleichzeitig sämtlicher Ämter und Titel verlustig.

[274] Wassili II. Wassiljewitsch der Blinde (russ. Василий II Васильевич Тёмный, Vasílij II. Vasíl′evič Tёmnyj; 1415–1462), seit 1425 Großfürst von Moskau.

[275] Russ. земляной город, zemljanoj gorod.

[276] Hiermit dürfte wohl die Festung (russ. крепость, krepost′) bzw. Fürstenstadt (княжий город, knjažij gorod) gemeint sein.

[277] Russ. слобод, slobod, „der Vorort“.



Der KREML zu UGLITSCH

Aus d.Kunstanst.d.Bibliogr.Instit.in Hildbh.

Eigenthum d.Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Einundzwanzigster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1860. 184 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 141-144.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Elfter Band. Dritte Folge, erster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 164 S. 8°. S. 101-104.

Der Schreckenstein[278].

In imposanter Pracht erheben sich die Felswände der Elbe, da, wo sie aus Böhmen nach Sachsen eilt. Auf einer dieser Klippen, einem 600 Fuß hohen Klingsteinfels[279], welcher sich aus dem Gebirgszuge bis zur Elbe hervordrängt und beinahe senkrecht über den silbernen Wellen steht, lagern die Trümmer der böhmischen Burg Schreckenstein, ein herrliches romantisches Bild, noch immer stolz und hehr auf felsiger Höhe, wenn auch seit lange nicht mehr „den Feinden zum Schrecken".

Zwischen dem rechts aufgethürmten Burgfelsen, auf welchem die Reste des Hauptgebäudes stehen, und dem am linken Felsenrande sich hinziehenden Vorwerke hindurch, gelangt der Besucher zu einigen steinernen Stufen, welche zu dem höher gelegenen, gothisch gewölbten Burgthore führen; ehedem vertrat die Stelle dieser Stufen eine gesenkte Zugbrücke.

Die Ruinen lassen die Weitläufigkeit und die stattliche gothische Bauart der Burg noch wohl erkennen, der ehemalige Rittersaal vorzüglich zeigt noch Spuren seiner ehemaligen Einrichtung und bietet durch seine Fenster eine prachtvolle Aussicht in das tief unten liegende Flußthal. Zwar ist das Tafelwerk der Wände längst vermodert, die kühne Spitzbogenwölbung gebrochen, der blaue Himmel sieht ruhig hinein und die Sonne durchscheint ganz ungehindert das Innerste der Ritterhalle und der zerstörten Gemächer, aus deren lockerem Gestein Gras und Waldblumen sprießen. Eine Schenkwirthschaft hat sich hier eingenistet, wie ein Sperling im Adlerhorst. Schlichte Tische stehen da gereiht, rohe Holzbänke vertreten jetzt die Stelle kunstreich geschnitzter gothischer Sessel, statt zierlich mit Wappen und Sinnsprüchen ausgestatteter, gewaltiger Humpen, statt der reich ciselirten[280] Silberpokale, klappern thönerne Krüge, klingen einfache Biergläser. Nicht die alten Schreckensteiner sind es, nicht stolze Wartenberger, nicht tapfere Kinsky's, nicht würdige Sprossen des Hauses Popel, die hier tafeln, Pfahlbürger sind es aus dem nächsten Städtchen, Badegäste aus Teplitz[281], neugierige Touristen und fahrende Landschaftsmaler. Sonnenschirme und Spazierstöcke aus gebrechlichem Rohr lehnen sich zutraulich in den tiefen Wandnischen, von welchen einst Schwerter, Lanzen und Schilde blinkten.

Das dachlose Gemäuer verlassend, schreiten wir über ausgebrochene Stufen zum Felsgipfel hinan, auf welchem uns das innerste Gebäude mit seinem noch immer hochragenden runden Warthurme, mit der zerfallenden go thischen Kapelle und eingestürzten Kemnaten fesselt. Ueber Schutt und Steine, welche Moos und Gras bedeckt und Epheu umrankt, durchklettert man die öden Räume, aus denen hie und da der Blick durch einen Mauerriß oder ein gothisches Fenster in die lachende Gegenwart fällt, auf die amphitheatralisch aufsteigenden, pittoresken Berg ketten, die braunen Felsen, die sonnigen Rebenhügel (auf denen der Schreckensteiner, einer der lieblichsten böhmischen Weine gedeiht), auf die

[278] Tschech. Hrad Střekov.

[279] Ein Phonolith (von griech. φωνή, phonḗ, „der Klang" und λίθος, líthos, „der Stein", also „Klingstein"; so genannt wegen des hellen Klanges beim Anschlagen).

[280] Unter Ziselieren versteht man eine spezielle Technik der Verzierung von metallischen Oberflächen, bei der das Metall nicht geschnitten, sondern über eine weiche Unterlage mit Hammer und Punzen getrieben bzw. gedrückt wird, so daß Linien und reliefplastische Formen entstehen.

[281] Tschech. Teplice.

hier und dort aus dem saftigen Grün hervorlugenden Dörfer und Weiler, auf die Thürme des freundlichen Aussig[282], auf die denkwürdige Wahlstatt des „Gotteskampfes von Predlic“[283], wie die Hussiten ihren blutigen Sieg über die Ritter der blonden Katharine von Meißen[284] nannten, auf den silbernen Fluß, der geräuschlos und scheu an des Schreckensteins bemooster Sohle vorüber eilt. Schwanke Nachen gleiten über die Wellen, bewimpelte Fruchtschiffe und mächtige Holzflöße, lang und beweglich wie Seeschlangen. Dort eilt ihnen vorbei, schwarzen Qualm aus seinem Schlot speiend, das Dampfboot Bohemia, ein greller Kontrast zu dem verfallenden Reckensitz, von welchem wir herab blicken; kurz darauf aber sehen wir einen noch schnelleren Mahnboten der Neuzeit heran schnauben: der prag-dresdner Bahnzug[285] brauset vorüber, eine beflügelte Wagenburg der Industrie.

Böhmens Chronik läßt im Jahr 840 die Burg als Grenz-Veste errichten. Von den Geschlechtern, welche seitdem da oben gehaust haben, ist wenig mehr bekannt, als daß sie, die Thorwarte des Landes, mit den geharnischten Buschkleppern[286], welche die Elbe auf und ab ihr Wesen trieben, in beständiger Fehde lagen und dafür von der Elbschifffahrt einen einträglichen Zoll erhoben.

Im Frühjahre 1426 erfüllte Waffenlärm die Gegend. Um diese Zeit finden wir Wlasek von Kladno[287] als Herrn auf Schreckenstein, einen eifrigen Katholiken und einen der vornehmsten Parteigänger K. Sigismunds[288]. Letzterer hatte Aussig nebst andern böhmischen Städten an Friedrich den Streitbaren von Meißen[289] verpfändet und dieser meißnische Truppen in dieselben gesetzt. Die Taboriten und Waisen[290] zogen im Frühling 1426 in Nordböhmen umher, die meißnischen Besatzungen zu vertreiben. Katharina von Meißen, Friedrichs entschlossenes Weib, rief in ihres Gemahls Abwesenheit ein bedeutendes Heer zusammen, das schwerbedrängte Aussig zu entsetzen und weiter in Böhmen vorzudringen. Ein Heer, welches auf 70,000 Mann geschätzt ward, darunter die Blüthe der meißnischen und thüringschen Ritterschaft, zog in drei mächtigen Haufen gegen Aussig, aber die in den umliegenden Bezirken zerstreuten Böhmen, schleunige Waffenhülfe aus Prag entbietend, sammelten sich zeitig genug, den Schaaren des Ritters Wresowec[291] beizustehen. Die Böhmen besetzten, 25,000 Mann stark, eilig die Höhen bei den Dörfern Predlic[292] und Herbic[293]. Am Morgen des 14. Juni kam es zur Schlacht;

---

[282] Tschech. Ústí nad Labem.

[283] Die Schlacht bei Aussig (s. o.; tschech. bitva na Běhání) am 16. Juni 1426.

[284] Katharina von Braunschweig-Lüneburg (1395–1442), durch die Eheschließung mit Markgraf Friedrich IV. von Meißen, genannt der Streitbare (1370–1428) im Jahre 1402 Markgräfin von Meißen, Landgräfin von Thüringen und schließlich Kurfürstin von Sachsen.

[285] Die Bahnlinie Prag (tschech. Praha) nach Dresden via Tetschen (tschech. Děčín) war am 6. April 1851 in Betrieb genommen worden.

[286] Als Buschklepper bezeichnet man eigentl. Wilddiebe; hier jedoch im allg. Sinne von Strauchdieb, Wegelagerer verwendet.

[287] Dieser Name findet lediglich in der zeitgenössischen Literatur Verwendung.

[288] Sigismund von Luxemburg (tschech. Zikmund Lucemburský; 1368–1437), von 1378 bis 1388 und von 1411 bis 1415 Kurfürst von Brandenburg, seit 1387 König von Ungarn und Kroatien, seit 1411 römisch-deutscher König, seit 1419 König von Böhmen und von 1433 bis zu seinem Tode römisch-deutscher Kaiser.

[289] Siehe hierzu S. 93, Anm. 284.

[290] Die Hussitische Bewegung setzte sich ursprüngl aus zwei Gruppierungen zusammen: 1) aus den Kalixtinern (von lat. calix, Kelch), die in Südböhmen die nach dem biblischen Berg Tabor (hebr. הַר תָּבוֹר, Hār Tāvôr; griech. ὄρος Θαβώρ, óros Thabṓr; lat. Atabyrion), dem Ort von Christi Verklärung (Lk 9,28–36, Mk 9,2–9, Mt 17,1–8), benannte Siedlung Tábor gegründet hatten; sie rekrutierten sich zum größten Teil aus der mittellosen Stadt- und Landbevölkerung, aber auch aus dem Adel; 2) aus den radikaleren Taboriten, die das Reich Gottes mit Waffengewalt errichten wollten, womit sie sich zwangsläufig gegen die von Feudalismus und Monarchie bestimmte bestehende weltliche Ordnung stellten. Bei den Waisen (tschech. Sirotčí) handelt es sich um eine weitere, 1423 von Jan Žižka gegründete radikale Faktion, die nach dem Tod desselben als Orphaniten (von griech. ορφανός, orphanós, spätlat. orphanus, „ohne Eltern“), also als Waisen, bezeichnet wurden.

[291] Dieser Name findet lediglich in der zeitgenössischen Literatur Verwendung.

[292] Predlitz (tschech. Předlice) bei Aussig (siehe hierzu S. 93, Anm. 282).

[293] Herbitz (tschech. Hrbovice).

sie war eine der blutigsten und für die Böhmen rühmlichsten im ganzen Verlaufe der Husstenkriege[294]. Der erste Angriff der an Zahl überlegenen Meißner war fürchterlich. Im ersten Anprall rissen sie die vorderste Reihe der hussitischen Wagenburg nieder, von der zweiten jedoch empfing sie ein mörderisches Feuer aus Haubitzen und Feldschlangen, welche die Böhmen meisterlich zu bedienen wußten. Mit wildem Geschrei stürzten die Taboriten in die Gassen, welche ihr Geschütz in den feindlichen Massen gelichtet hatte. Ein Verzweiflungskampf entbrannte. Die Dreschflegelgarde Prokops[295] that Wunder der Tapferkeit und „wo die Waisen dreinschlugen", heißt es in einem alten Liede, „dort floß das Blut in Strömen."[296] Endlich wendeten sich die Meißner nach verzweifeltem Kampfe zur Flucht; müde vom Schlagen und verschmachtend vor Hitze und brennendem Durst, wurden sie schaarenweise die Schlachtopfer der Verfolger. Die Dörfer Predlic und Herbic wurden angezündet, und viele Meißner verbrannten in deren Häusern, in welche sie sich geflüchtet hatten. Beide Parteien hatten sich vor der Schlacht zugeschworen, keinen Pardon zu geben. Bei Predlic waren vierzehn Grafen und Hauptleute der Meißner von ihren Streitrossen gestiegen, steckten die Schwerter vor sich in die Erde und knieten um die große Meißner Heerfahne, um ritterliche Haft zu bitten, aber vergebens; sie fielen allesammt unter den Streichen der erbitterten Taboriten und Waisen; nur den Edelknaben, welche seitwärts bei den Pferden standen und die Stechhelme ihrer Herren hielten, schenkten die Sieger das junge Leben. Das Heer der Böhmen hatte einen verhältnißmäßig unbedeutenden Verlust erlitten. Die Meißner aber ließen 15,000 Gefallene auf dem Schlachtfelde, darunter 23 Bannerherren und sieben Grafen. Die Elbe war an diesem Tage vom Blute der Erschlagenen geröthet.

Die Herren von Schreckenstein mußten, um sich die Burg zu retten, nach jener unter ihren Fenstern geschlagenen Entscheidungsschlacht den Hussiten Bundesfreundschaft geloben.

Im dreißigjährigen Kriege besetzten im Jahre 1631 die Sachsen unter Arnheim[297] den Schreckenstein, im Jahre 1634 die Schweden unter Banner[298], im Jahre 1639 ein Streifkorps vom Heere Torstensons[299] und im Jahre 1648 des Obristen Coppy[300] schwedisches Raubgesindel von der königsmarkschen Armada[301]. Vom dreißigjährigen Kriege ab, wurde der Schreckenstein nur selten bewohnt und verfiel allmählig. Im siebenjährigen Kriege[302] waren nur noch einzelne Gebäude unter Dach und ein Theil der Burg bewohnbar.

Während die Preußen im Jahre 1756 Aussig besetzt hielten, hatte sich eine Abtheilung Kroaten auf dem Schreckensteine eingenistet. Die kühnen Rothmäntler[303] neckten den Feind durch häufige Ausfälle und Streifzüge und erschossen bei einem solchen dem preußischen General Zastrow[304]. Die Preußen griffen endlich die halbverfallene Burg energisch an, vertrieben die kroatische Besatzung, und ließen ein Kommando unter Major Eminger[305] oben zurück. Nach der siegreichen Schlacht bei Kollin[306]

[294] Von 1419 bis 1436.

[295] Der Geistliche und Heerführer der Reformbewegung der Taboriten (siehe hierzu S. 93, Anm. 290) Andreas Prokop, auch Prokop der Kahle genannt (tschech. Prokop Holý; ca. 1380–1434; gefallen).

[296] So erstmals in „Meyer's Universum".

[297] Der letztlich nahezu allen Kriegsparteien zur Verfügung stehende Feldmarschall Hans Georg von Arnim-Boitzenburg (1583–1641), in Friedrich von Schillers Wallenstein-Trilogie Arnheim genannt.

[298] Der Oberbefehlshaber der schwed. Truppen in Deutschland, Johan Banér (1596–1641).

[299] Der schwed. Feldherr Lennart Torstensson (1603–1651).

[300] Johann Koppey (1603-1676).

[301] Der unter dem Befehl von Hans Christoph Graf von Königsmarck (1600–1663) stehenden Truppenteile.

[302] Der Siebenjährige oder auch 3. Schlesische Krieg von 1756 bis 1763 war eigentl. ein weltumspannender Konflikt, an dem alle europ. Großmächte beteiligt waren, und der sich bis nach Nordamerika auswirkte. Preußen nutzte diesen internationalen Konflikt, um sich Schlesien ebenso unrechtmäßig wie endgültig auf Kosten Österreichs anzueignen.

[303] Die kroat./ungar. Panduren, die rote Uniformröcke (Dolman bzw. Attila) trugen.

[304] Der preuß. Generalmajor Bernhard Asmus von Zastrow (1696–1757; gefallen).

[305] Emminger (Näheres nicht bekannt).

[306] Die Schlacht bei Kolin am 18. Juni 1757, in der die Österreicher den Preußen unterlagen (siehe hierzu auch S. 94, Anm. 302).

zogen die Kroaten wieder vor Schreckenstein, eroberten die Burg, und nahmen den Major Eminger mit 200 Mann Preußen gefangen.

Diese kriegerischen Scenen verscheuchten die letzten Bewohner des halbverfallenen Schreckensteins, und Zeit und Wetter vollführten fortan unaufgehalten ihr Zerstörungswerk. Wie das verwitternde Skelett eines mächtigen Giganten, starren nun Schreckensteins Ruinen von ihrer Klippe herab in den silbernen Strom, den diese Burg einst beherrscht, nicht etwa als ein Schlupfwinkel und Schlagbaum kühner Raubgenossen, sondern als ein stolzer Sitz der Tapferkeit und eine Brustwehr des Böhmenlandes, treu wachend an dessen wogender Pulsader, der herrlichen Elbe.


DER SCHRECKENSTEIN
AN DER ELBE.
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Einundzwanzigster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1860. 184 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 144.

Davenport.

Mit diesem sinkenden Sonnenblick auf Wasser, Wald und Stadt scheiden wir von den verführerischen Gestaden des Mississippi: es ist das letzte Blatt aus der Mappe unseres Zeichners, die letzte Perle aus dem Geschmeide, mit dem unser Buch den „Vater der Ströme" geschmückt hat.

Davenport ist eine der jüngsten Ansiedelungen des fernen Westens, welche den Rang und das Prädikat einer Stadt beanspruchen. Noch 1837[307] umgaben diesen Theil der Ufer die Begräbnißplätze und Opferstätten der Sac[308]- und Fox[309]-Indianer und zeitweilig die Hütten abenteuernder Pioniere und Squatters[310]. Ein Dolmetscher jener halbwilden Stämme, Le Clair[311], erhielt um diese Zeit von seiner Regierung ein Geschenk von zwei Quadratmeilen Landes, welches er an der Stelle unseres Bildes wählte und darauf, seinem Gefährten Davenport[312] zu Ehren, die Stadt auslegte. Jetzt ist es ein wegen seines fruchtbaren Bodens, seines milden Klimas und seiner lieblichen Umgebung namentlich von unseren Landsleuten aufgesuchter und rasch prosperirender Platz, mit Dampfboot- und Eisenbahn-Station[313], eigenen englischen und deutschen Zeitungen und allen Erfordernissen städtischen Lebens und Komforts. Es zählte 1858 über 4000 Einwohner.

[307] Davenport war am 14. Mai 1836 gegründet worden.

[308] Die Sauk (Eigenbez. Othâkîwa, „Menschen, die von der Bucht kommen, d. h. aus dem Wasser").

[309] Die Meskwaki (Eigenbez. Meshkwahkihaki, „es ist rot, rote Erden").

[310] Engl., illegale Siedler.

[311] Antoine Le Claire (1797–1861).

[312] George Davenport (eigentl. George William King; 1783–1845).

[313] Der Anschluß an das Eisenbahnnetz war wie in Moline bereits im Jahre 1854 vollzogen worden.



DAVENPORT

(JOWA)

Aus d. Kunstanst. d. Bibliog. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Einundzwanzigster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1860. 184 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 154f.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Zwölfter Band. Dritte Folge, zweiter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 156 S. 8°. S. 10f.

Schloß Eisgrub[314].

Die schmalste Portion bei der Austheilung der deutschen Souveränetäten aus der großen wiener Schlacht-Schüssel im Jahr 1815[315], das winzigste Stückchen Kolorit auf der buntscheckigen Fläche der deutschen Karte, den niedrigsten Sessel am grünen Tisch in der eschenheimer Gasse[316], den kleinsten Raum im gothaer genealogischen Kalender*)[317] erhielt der Fürst von Lichtenstein. Doch ist ihm mancher Trost für diese Auszeichnung geblieben: sein Geschlecht ist eines der ältesten, ruhm- und verdienstvollsten der österreichischen Monarchie, ein stolzer Wappen-Adler schwebt über seinem Zaunkönignest; sein Privatbesitz, einer der ausgedehntesten und reichsten, ist über 100 Quadratmeilen groß mit einem Einkommen von über 2,000,000 Gulden, und sein Schloß in Mähren, Eisgrub, der schönste Fürstensitz Deutschlands. Ein so vornehmer und reicher Herr darf wohl eine solche absonderliche Liebhaberei treiben und auf einem Thrönchen von Gottes Gnaden es sich wohl sein lassen. Möge er das Steckenpferdchen noch recht lange reiten, zur Freude seiner konstitutionellen Unterthanen und zur Erhaltung des europäischen Gleichgewichts!

Eisgrub, eine Fideikommißherrschaft[318] der Fürsten von Lichtenstein, liegt im Kreis Brünn[319], an der mährischen Eisenbahn[320]. Das neue Schloß[321] ward vom reichen Besitzer auf den Grundmauern des alten errichtet, mit allem Aufwand an Geschmack, welchen Reichthum nur gewähren kann. Die wüste

[314] Tschech. Zámek Lednice.

[315] Der Wiener Kongreß, der vom 18. September 1814 bis zum 9. Juni 1815 stattfand, hatte die Neuordnung Europas nach der Niederlage Napoléon Bonapartes (1769–1821) in den Koalitionskriegen vollzogen.

[316] Der in der Frankfurter Großen Eschenheimer Gasse tagende ständige Gesandtenkongreß des „Deutschen Bundes (siehe hierzu S. 112, Anm. 348); er galt als Einrichtung zur Verhinderung eines einigen, starken Deutschlands.

[317] *) Wörtlich: Vorstand der Hofkanzlei: [Ernest] Zipfl [Lebensdaten nicht ermittelt], Landesverweser: [Johann Michael] Menzinger [(1792–1877)]. Flächengehalt 2 ⁹⁄₁₀ Quadratmeilen. Bevölkerung: 7150 Seelen. Gesammt-Einnahme und Ausgabe: 55,000 Gulden. Bundeskontingent: 55 Mann [die angegebene Quelle, der „Gothaische Genealogische Hofkalender unbekannten Jahrgangs, war trotz intensivster Recherche nicht herauszufinden].

[318] Unter dem Familienfideikommiß (lat. fidei commissum, „zu treuen [Händen] belassen") versteht man eine erbrechtliche Regelung, nach der das Vermögen einer Familie (hiervon vor allem der Grundbesitz) auf ewig geschlossen erhalten werden sollte und immer nur ein Familienmitglied allein, der Fideikommissbesitzer, das Nießbrauchsrecht innehat. Davon zu unterscheiden ist das private Grundeigentum eines Familienmitglieds (bei einem Landesherrn die sog. Schatulle), über das dieser jederzeit frei verfügen kann.

[319] Tschech. Brno.

[320] Die k.k. privilegierte Kaiser Ferdinands-Nordbahn (KFNB; tschech. c. k. priv. Severní dráha císaře Ferdinanda), die ab dem 7. Juli 1839 Brünn (s. o.) mit Wien verband.

[321] Der im 17. Jhd. zum Schloß ausgebaute mittelalter. Gutshof hatte bereits in den Jahren 1766 bis 1772 eine grundlegende architektonische Umgestaltung im Stile des Klassizismus erfahren, bevor in den Jahren 1846 bis 1858 nach Plänen von Peter Hubert Desvignes (1804–1883) im neugotischen Stil umgebaut wurde.


P. Ahrens sc.
SCHLOSS EISGRUB
IN MAEHREN.
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger.

und sumpfige Umgegend verwandelte sich in den herrlichsten Park, der je ein Fürstenschloß umgab. Es ist der zeitweilige Sommeraufenthalt des regierenden Fürsten[322], der seine Residenz in Wien hat. –

Es ließe sich noch Vieles sagen über die wahrhaft seltenen Schätze der Pracht und Kunst, welche diese Mauern in sich bergen, namentlich über eine Gallerie der kostbarsten Werke alter italienischer Meister, den höchst geschmackvoll ausgestatteten Waffensaal voll historischer Merkwürdigkeiten, über die 34 in vollem Turnierschmuck strahlenden Rüstungen mährischer und böhmischer Könige, über den Reichthum an Trophäen, welche die alten Lichtensteine aus den Türkenkriegen erbeuteten, über Sammlungen von Alterthümern des Landes, von kostbarem Schmuck und Kleinoden, von seltenem Hausrath, deren diese Fürstenwohnung voll ist, auch über den Luxus der Ställe, die Pracht der Pferde und Geschirre, über die feenhafte Einrichtung der Gewächshäuser mit ihren Palmen- und Orangenhainen, über das kunstvolle Raffinement der Parkanlagen, das seltene Wild der Gehege und über tausend andere Dinge, die des Besuchers Blick fesseln und Entzücken erregen, wenn dem Leser mit dem Lesen solcher Herrlichkeiten etwas gedient sein würde. Die Hunderte von Fürstenschlössern, mit denen Deutschlands schönste Gauen gesegnet sind, haben das Eine oder Andere in der Ausstattung mit dem Gegenstand unseres Bildes gemein – nur nicht das Wohlthuende, daß in Eisgrub nicht der Schweiß und das Blut bis zur drückenden Entbehrung ausgesogener Unterthanen aufgehäuft werden – denn die Einkünfte des Fürstenthums würden schwerlich die Fütterungskosten der Jagdhunde decken – sondern daß alle diese Herrlichkeit nur dem erbeigenen Reichthum und der unschädlichen Munificenz[323] eines pracht- und kunstliebenden Herrn ihr Dasein verdankt.

[322] Johann II. Maria Franz Placidus (1840–1929), seit 1858 Fürst von Liechtenstein.

[323] Siehe hierzu S. 89, Anm. 265.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Einundzwanzigster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1860. 184 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 156f.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Zwölfter Band. Dritte Folge, zweiter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 156 S. 8°. S. 11-13.

Tulln[324].

„Eine Stadt liegt an der Donau, im Oestreicher Land,
Die ist geheißen Tulna, da ward ihr (Kriemhild) erst bekannt
Manche fremde Sitte, die sie noch niemals sah;
Da empfingen sie Viele, denen noch Leid von ihr geschah."[325]
(Lied von der Nibelungen Noth.)

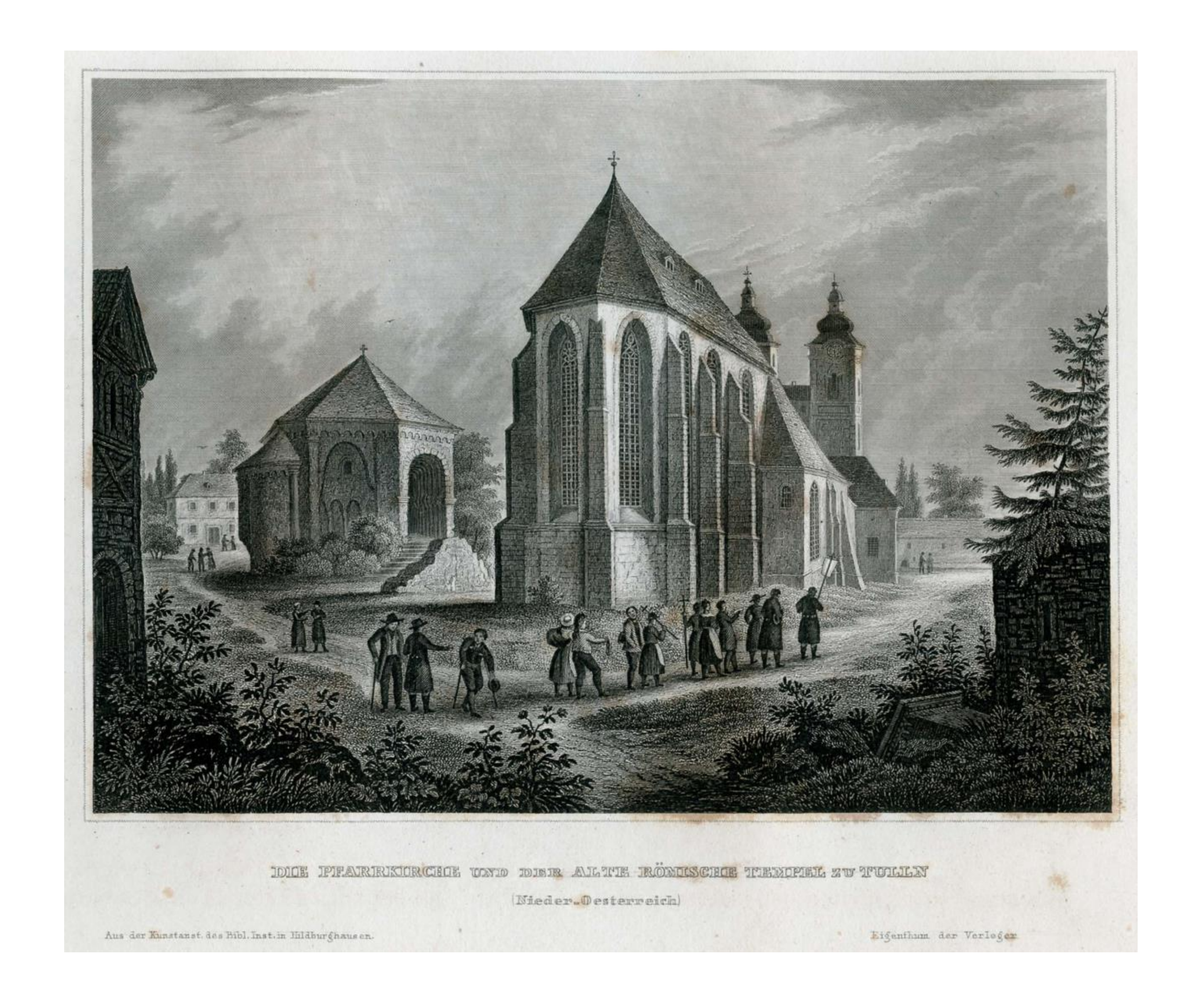
So weit die Donau hinauf, bis ob dem Wiener Wald, grenzte damals das gewaltige Hunnenreich. Hier stieg Kriemhild auf ihrer Brautfahrt an's Land mit ihren edlen Recken, und unter Waffenpracht und Festesglanz, wie sie ihr Auge noch nie geschaut, ward sie von König Etzel und tausend kühnen Degen aus nahen und fernen Landen hier empfangen. So rasch auch die Winde das Geräusch der Festgelage von dannen getragen und die Fluthen des Stroms, welche die Barke der königlichen Braut an dieses Gestade geführt, zum Meere entflohen sein mögen, des Dichters Genius hat jene verhängnißvolle Landung in seine unvergänglichen Tafeln eingegraben, die unserer Vorzeit Heldenthum der fernsten Zukunft noch verkünden werden, – lange, lange noch, nachdem auch jener Römertempel, der greise und einzige noch aufrecht stehende Zeuge jener glänzenden Tage, tief in Staub versunken sein wird. Auch manches Lesers Phantasie wird's besser behagen, das friedliche Bildchen lieber mit den hohen, stolz einherschreitenden Reckengestalten der Nibelungen zu beleben und den grimmen Hagen, den kühnen Spielmann Volker, den tapfern Gunther in schimmernder Königspracht hier zu sehen, hier, wo die Sonne erbleichte vom Waffenglanz vergoldeter Helme und die Luft erbebte von den tönenden Schilden und den Streichen der besten Schwerter, und wo unser Zeichner vor seinen Augen fromme Waller zum kleinen Gotteshaus ziehen läßt.

Doch soll mir deshalb Niemand die schlichte katholische Pfarrkirche in Tulln gering achten, in welche sich die Anbetung Gottes geflüchtet hat, nachdem sie von den Altären jenes heidnischen Tempels verscheucht worden. Der Gott, welcher einst die römischen Adler beschirmte, als sie die Kultur nach den Wäldern der Donauufer trugen und in den festen Kastren am deutschen Strome horsteten, der Gott wollte schon damals keine Knechte[326] und wurde ob des Uebermuths der römischen Legionen zum Gott der Rache, der die Unterdrücker verderbte und die Brandfackel in's Dach des eigenen Tempels schleuderte. Dieser Gott, den die Priester unserer Tage für immer unter die hohen Giebel ihrer Dome

[324] Lat. Comagenis civitas.

[325] „Ein stat bî Tuonouwe lît in Österlant, \ diu ist geheizen Tulne: dâ wart ir bekant \ vil manic site vremede, den si ê nie gesach. \ si enpfiengen dâ genuoge, den sît leit von ir geschach." (22. Âventiure, Strophe1341; die Strophenzählung erfolgt nach der in zahlreichen Auflagen erschienenen mittelhochtdt. Ausgabe von Karl Bartsch; 1832–1888. Die obige Übersetzung stammt hingegen mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit von Karl Simrock; 1802–1876).

[326] Anspielung auf die 1. Strophe von Ernst Moritz Arndts (1769–1860) Gedicht: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ": „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, \ Der wollte keine Knechte, \ Drum gab er Säbel Schwerdt und Spieß \ Dem Mann in seine Rechte, \ Drum gab er ihm den kühnen Muth, \ Den Zorn der freien Rede, \ Daß er bestände bis aufs Blut, \ Bis in den Tod die Fehde." (Gedichte, Frankfurt a. Main: Eichenberg 1818, 2. Bd., S. 95).



DIE PFARRKIRCHE UND DER ALTE RÖMISCHE TEMPEL ZU TULLN

(Nieder-Oesterreich)

und die Kuppeln ihrer Kathedralen gebannt glauben und vor dem sie so eifrig räuchern und knixen, wird die Leuchte der Aufklärung dennoch wieder hoch halten und das Banner der Erlösung auch unter diesem Himmelsstrich entfalten, wenn die Mächte geistiger und weltlicher Finsterniß das Maß ihrer Schandthaten erfüllt haben werden. Eine glücklichere Nachwelt wird dann zu demselben Gott beten, wenn auch an der katholischen Pfarrkirche von Tulln längst das Loos ihres Nachbars sich erfüllt haben wird – das des verödeten Tempels der Römer.

Comagene ist der uns überlieferte Name des römischen Kastrums, welcher an der Stelle des heutigen Tulln stand. Es liegt in äußerst fruchtbarer Gegend. Fünf Meilen lang stromaufwärts breitet das Tullnerfeld sich aus, berühmt als eines der gesegnetsten Donaugestade, oft getränkt vom Blut der Schlachten. Im 15. Jahrhundert nahm zweimal Matthias Corvinus[327] die Stadt belagernd und stürmend ein, und im Jahr 1683 vereinigte der Polenkönig Sobieski[328] auf dem Tullnerfeld die Schaaren seiner Verbündeten zur Entsetzung des von den Türken hart bedrängten Wien.

Lange, bevor die große Kaiserstadt selbst erbaut worden, stand schon das jetzt kleine unscheinbare Tulln fertig in der Geschichte, und war – Oesterreichs Hauptstadt. Als Römersitz, als Avaren-Grenz-Veste, als Aufenthaltsort Karls des Großen, als Schirmburg und Residenz späterer Markgrafen, dann nach verheerenden Einfällen der Ungarn als Kolonie bayerischer Insassen, hierauf als Eigenthum der Kaiser des Sachsenstammes[329], geht Tullns Geschichte glanzvoll durch zwölf Jahrhunderte.

---

[327] Matthias Corvinus (eigentl. Hunyadi; ungar. Hunyadi Mátyás; 1443–1490), seit 1458 König von Ungarn und von Kroatien, seit 1469 (Gegen-)König von Böhmen und der Eroberer weiter Teile der Habsburgischen Erblande, die er von 1485 bis 1490 von Wien aus beherrschte.

[328] [328] Johann III. Sobieski (poln. Jan III Sobieski; 1629–1696), seit 1674 als König von Polen und Großfürst von Litauen der gewählte Herrscher des Staates Polen-Litauen; er hatte am 12. September 1683 mit der Schlacht am Kahlenberg Wien von der türk. Belagerung befreit.

[329] Hiermit dürften die Liudolfinger gemeint sein, denen u. a. auch Kaiser Otto I. der Große (936–973,) entstammt; über den von Otto I., der z. B. über den von ihm eingesetzten Markgrafen der bayer. Ostmark, Burchhard († ca. 982), auch im Raum Tulln die Herrschaft ausübte.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Einundzwanzigster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1860. 184 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 169.

Sudak[330].

Auch Rußland hat sein Hesperien[331]; nicht etwa Sibirien mit seinen Krystallpalästen und schimmernden Zaubergärten von – Eis, nein, ein Land mit wirklich italischer Sonne, mit den Lüften des Südens und dem Blüthenschmuck eines doppelten Frühlings. Es ist die Südküste der von Alters her berühmten und interessanten taurischen Halbinsel, der Krim. Im Norden durch einen hohen Gebirgswall gegen die eisigen Stürme geschützt, die von Sibirien her über die Steppen Rußlands fegen, nach Süden den sanften Seewinden offen und von den Gebirgsbächen reichlich bewässert, erzeugt dieser Boden eine Fülle der köstlichsten Produkte. Da gedeihen Feigen und Mandeln, Granat- und Olivenbäume, da steht die Cypresse, der Lorber und die Myrte, und aus dem Schatten dieser edlen Pflanzungen erheben sich die Paläste und Villen der Großen des nordischen Reichs, die alljährlich hieher kommen, einige Monate angenehm zu verträumen. Namentlich ist es der Küstenstrich zwischen Kutschuk[332] und Sudak, der als ein wahres Paradies geschildert wird. – Sudak selbst, jetzt eigentlich nur ein Garten mit einer Menge kleiner Häuser, wurde im 8. Jahrhundert von den Griechen gegründet, später von den Genuesen die hier des Handels wegen Posto faßten, erobert und befestigt. Ein verfallener Thurm[333] am Ufer stammt noch von ihnen. Im Laufe der Zeit hat der Ort, wie die Krim selbst, die wechselvollsten Schicksale erlebt.

[330] Griech. Σουγδαία, Sougdaía; osman. سوداق, Sūdāk; ukrain./russ. Судак; krimtatar. Sudaq.

[331] Hesperien (griech. ἑσπέρα, hespéra, „Westen"), in der antiken Literatur ein westlich gelegenes Land, meist mit dem heutigen Italien in Verbindung gebracht, gelegentlich auch mit Hispanien; der Begriff leitet sich ursprünglich von Hesperos (griech. Ἕσπερος, Hésperos), dem Abendstern, ab.

[332] Jenikale (osman. يكى قلعه, Yeñi-ḳalʿe, „Neue Burg/Festung"; ukrain. Єні-Кале, Jeni-Kale; russ. Ени-Кале, Eni-Kale; krimtatar. Yeñi Qale).

[333] Der Konsulturm, Teil der in den Jahren 1371 bis 1469 errichteten genuesischen Festung (ukrain. Генуезька фортеця, Genuez′ka fortezja; russ. Генуэзская крепость, Genuėskaja krepost′).



Aus d.Kunstanst.d.Bibliogr.Instit.in Hildbh. Eigenthum d.Verleger

SUDAK im der KRIM

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Einundzwanzigster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1860. 184 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 170-172.

New Harmony.

„O theure Freundin! – schreibt Börne[334] – Was ist der Mensch? Wenn Sie es wissen, sagen Sie es mir. Ich weiß es nicht. Vielleicht ein Hund, der seinen Herrn verloren hat."[335] Das wäre ein traurig Ding. Aber ist es anders? Schaut es doch an, das getretene und geschlagene, tausendfach gequälte und verfolgte Thier, Mensch genannt, mit seiner Mühsal und Noth, die ihm Leben und Leiden zu einem Begriff machen, mit seiner Sorge um das tägliche Stück Brod, und seinem ruhelosen Irren und Suchen nach einem Glück, das es vermißt und für das es sich doch bestimmt wähnt – wohl, schwermüthiger Börne, es ist der Hund, der seinen Herrn verloren. – Tröstend und erhebend strahlt der Menschheit über allen Leiden, Irrthümern und Kämpfen der Wirklichkeit das ideale Bild einer Zukunft des Glücks, der Freiheit, des vollbefriedigten Erdenlebens, und sie hängt an ihm mit der Zuversicht eines Gläubigen. Wird sich der Traum ihr verwirklichen? Hundertfältig sind die Versuche, die gemacht wurden, den Weg in dies gelobte Land zu finden. Sie sind alle gescheitert. Aber sei es. Wurden sie mit Verstand und Redlichkeit unternommen, so mögen sie immerhin Bausteine sein zu der Brücke, die einst doch über den Abgrund führen wird in das Eden der Zukunft.

Das nebenstehende Bild erinnert an einige dieser weltverbessernden Versuche. Es ist New Harmony im fernen Westen Amerikas, das Städtchen, wo Rapp[336] und Owen[337], zwei nach Charakter und Redlichkeit ihrer Bestrebungen gleich achtbare Männer, ihre socialen Experimente nach einander ausführten. Rapp war ein schlichter Landmann aus Schwaben und schon in der Heimath das Haupt einer religiösen Sekte, der Harmoniten[338], so genannt, weil völlige Eintracht und Gleichheit unter ihnen herrschen sollte. Der größeren Freiheit wegen wanderte er 1804 mit seinen Anhängern (etwa 50 Familien) nach Amerika aus und ließ sich in Pennsylvanien, in einer Wildniß am Beaver Flusse, nieder. Obgleich sich die kleine theokratische Gemeine bald des glücklichsten Gedeihens erfreute, verkauften sie nach etlichen Jahren ihr Besitzthum wieder und wandten sich – zu 800 Köpfen angewachsen – weiter gen Westen bis an den Wabashfluß, die Grenze zwischen Illinois und Indiana, um hier, in fruchtbarer und gesunder Gegend, ihre neue Heimath aufzuschlagen. Sie nannten den Punkt New Harmony[339]. Auch jetzt verwandelte sich die Wildniß unter ihren Händen binnen Kurzem in einen Komplex sorgfältig bestellter Ländereien, ein nettes Städtchen erhob sich am Ufer des Flusses, bewohnt von fleißigen, ordnungsliebenden Menschen und umgeben von Obstplantagen, Weingärten, Anlagen aller Art. Nach 10 Jahren wurde der Werth der Kolonie bereits auf 1 Million Dollars geschätzt. Aber sonderbar, bei allem Gedeihen ihres Werkes wollten Rapps Anhänger nie recht heimisch am Wabash werden. Sie gedachten

---

[334] Der sozialkritische Journalist Ludwig Börne (eigentl. Juda Löb Baruch; 1786–1837)), der sich 1830 in Paris niedergelassen hatte..

[335] Zitat aus Ludwig Börnes (s. o.) „Briefe aus Paris 1831—1832 […]. – Fünfter Band" (Offenbach: L. Brunet 1834), S. [57].

[336] Der radikale Pietist Johann Georg Rapp (1757–1847).

[337] Der Frühsozialist Robert Owen (1771–1858).

[338] Die am 15. Februar 1805 gegründete Harmony Society, auch Harmoniten bzw. Rappisten genannte, praktizierte neben der Ehelosigkeit (zeitweise sogar die völlige sexuelle Abstinenz) auch die Gütergemeinschaft.

[339] Die von Johann Georg Rapp (siehe hierzu S. 107, Anm. 336) 1814 gegründete Siedlung hieß schlicht „Harmony"; in „New Harmony" wurde sie erst von Robert Owen (siehe hierzu S. 107, Anm. 337) umbenannt.



NEW HARMONY

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh. — Eigenthum d. Verleger.

mit sehnendem Herzen ihrer alten Niederlassung in Pennsylvanien, und als sich ihnen durch Robert Owen Gelegenheit bot, New Harmony zu verkaufen[340], ergriffen sie dieselbe mit Freuden.

Auch Robert Owen war ein „neuer Prophet“, ein Enthusiast, aber dabei ein praktischer arbeitsamer, einsichtsvoller und von Menschenliebe durchglühter Mann. Aus England gebürtig, hatte er zu London und Manchester seine Studien im Fabrikwesen und – im menschlichen Elend gemacht und dann eine lange Reihe von Jahren der Ausbildung eines socialen Systems gewidmet, durch dessen Anwendung er die Mängel und Gebrechen unserer gesellschaftlichen Verhältnisse, besonders der niedern Klassen, zu beseitigen gedachte. Das Princip, von dem seine Reform ausging, war das der Unzurechnungsfähigkeit, d. h. der völligen moralischen Nichtverantwortlichkeit des Menschen in Rücksicht auf seine Lage und seine Handlungen. Demgemäß wollte Owen nicht nur Strafe und Belohnung abgeschafft und das Wohlwollen als leitende Macht an deren Stelle gesetzt wissen, sondern er verlangte auch eine absolute Gleichheit in allen Rechten und Pflichten, und Beseitigung jeder Ueberlegenheit des Standes. Wahrhaft überraschende Erfolge der praktischen Anwendung seiner Ideen hatte er als Leiter einer großen Baumwollenspinnerei zu New Lanark in Schottland erzielt, deren vom Auswurf der Menschheit gebildete und im tiefsten Elend versunkene Bevölkerung er binnen wenigen Jahren in fleißige, mäßige und friedliche Menschen um wandelte. Ermuthigt durch solche Resultate, wollte er seine Reformen über das gesellschaftliche Elend überhaupt ausdehnen, und entwickelte eine außerordentliche Thätigkeit. Seine Lehre fand große Theilnahme und begeisterte Freunde unter allen Ständen des Volkes, aber auch Verdächtigungen blieben nicht aus, und namentlich sprach die Kirche ihr Anathema[341] über den Apostel der Barmherzigkeit aus, der es gewagt hatte, das Dogma von der Erbsünde und der Zurechnungsfähigkeit abzuleugnen. Solcher Angriffe endlich müde, ging Owen im Jahr 1823 nach Amerika und kaufte hier die Kolonie der Harmoniten am Wabashflusse, die ihm zur Verwirklichung seiner Ideen im großen Maßstab besonders günstig erschien. Sie umfaßte 30,000 Acker Landes und Wohnungen für 2000 Menschen. – Die Rappisten zogen nach Pennsylvanien zurück und gründeten hier, in der Nähe ihrer früheren Niederlassung, die Stadt Economy[342] am Ohio, wo der ehrwürdige Rapp, reich an Ehren und Jahren, 1847 starb.

Von New Harmony aus erließ nun Owen eine öffentliche Einladung an kräftige Arbeiterfamilien und Männer und Frauen von Talent und Kapital zum Eintritt in seine „absolute Gemeinde.“ Aber nur wenige Gebildete wendeten sich, in wahrer Begeisterung für die gute Sache, der neuen Ansiedelung zu, der größere Theil derer, die dahin strömten, war armes, abenteuerliches und aufgegebenes Gesindel der verschiedensten Nationen. Mit allem Aufwand seines Talentes, seines Wohlwollens und seines Vermögens bemühte sich nun Owen, seine Kolonie zum Ideale eines menschlichen Gemeinwesens herauszubilden. Das Fundament desselben sollte völlige Gleichheit und Brüderlichkeit sein, bei vollständiger Toleranz in religiöser Hinsicht. „Handle gegen Andre, wie du willst, daß sie gegen dich handeln sollen!“ – war das moralische Gebot der neuen Gesellschaft. Arbeit, Genuß, Erziehung – alles war Gemeingut und Gemeinrecht. Für die Unterhaltung der Mitglieder war durch Konzerte, Theater, Bälle, Vorlesungen etc. gesorgt. – Das neue Utopien am Wabash erregte die Aufmerksamkeit Amerika’s wie Europa’s. Aber die Herrlichkeit desselben war von kurzer Dauer. Das Ganze ruhte auf falschen Voraussetzungen. Die „Gleichheit der Brüderlichkeit“ der Gesellschaft blieb, bei den widerstrebenden Elementen, aus denen sie zusammengesetzt war, nichts als ein Name. Die Kolonisten legten unter den Genüssen einer höhern Bildung wohl ihre Wildheit und Liederlichkeit ab, nicht aber ihre Trägheit. Es stellte sich bald ein bedeutendes Deficit an baarem Kapital heraus; Mißvergnügen und Unordnung rissen ein, und Owen mußte endlich sein mit den schönsten Hoffnungen begonnenes Werk preisgeben[343]. Tiefen Kummer im Herzen und nicht ohne großen materiellen Verlust kehrte er nach England zurück; hier ist er, bis ins hohe Alter noch für seine Ideen thätig, erst vor Kurzem (1858) gestorben.

[340] Im Jahre 1824.

[341] Griech. ἀνάθημα, anáthēma, „die Verfluchung“; der kirchl. Bann.

[342] Heute Ambridge.

[343] Im Jahre 1829.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Einundzwanzigster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1860. 184 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 172.

Benediktinerabtei Göttweih[344].

Eins der stolzen Hochstifter Oesterreichs, die an Glanz, luxuriöser Ausstattung und Einkünften Fürstensitzen gleich sind. Die Abtei wurde 1083 vom Bischof Altmann[345] von Passau gegründet. Nachdem ein Brand zu Anfang des vorigen Jahrhunderts[346] den alten Bau zerstört hatte, wurden die prächtigen Gebäude aufgeführt, die jetzt noch die Zierde der Gegend sind. Abt war damals der berühmte Geschichtsschreiber Bessel[347], der Verfasser des „Chronicon gottwihcense". Das Kloster enthält eine reiche und interessante Bibliothek und werthvolle wohlgeordnete Sammlungen von Naturalien, Münzen, Alterthümern und Kunstsachen aller Art. Seine Lage, auf einem steilen Berge in der Nähe von Furth an der Donau, gewährt einen reizenden Blick in das weite gesegnete Thal des stolz dahin wallenden Stromes.

[344] Heute Göttweig.

[345] Altmann von Passau (ca. 1015–1091), seit 1065 Bischof von Passau.

[346] Nach dem Brand von 1718 zog sich der Neubau des Stiftes nach Plänen von Johann Lucas von Hildebrandt (1668–1745) bis ins Jahr 1750 hin, um schließlich eingestellt zu werden, ohne daß jemals mehr als etwa ein Drittel der ursprüngl. Pläne realisiert worden wären.

[347] Gottfried Bessel (1672–1749), 1714 zum Abt des Benediktinerstifts Göttweig in Niederösterreich gewählt.



Aus der Kunstanst. des Bibl. Inst. in Hildburghausen. Eigenthum der Verleger.

GOTTWEIH

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Einundzwanzigster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1860. 184 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 173-176.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Zwölfter Band. Dritte Folge, zweiter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 156 S. 8°. S. 105-109.

Schloß und Stadt Sigmaringen.

Den Aelteren unserer Leser ist das Gefühl noch nicht ganz fremd, mit welchem vor den dreißiger Jahren der in Klein- und Mittelstaaten Einheimische sein Geburtsland auf der Karte und die Residenz seines Fürsten in der Hauptstadt betrachtete. Es herrschte in den Gemüthern eine durch ihre Beschränktheit ausgezeichnete Vorliebe für den engen Heimathraum, die selbst aufgeklärte Leute schon hinter dem nächsten Grenzstein in die „Fremde" versetzte, und die in tiefster Ehrfurcht ersterbenden Unterthanen dehnten ihren elastischen Respekt vor allem zum „Hofe" Gehörigen bis auf jede Bedientenlivree aus, die an den Portalen der Schlösser schimmerte. Je kleiner das Land, desto familienartiger gestaltete sich das Zusammenleben der verschiedenen Stände unter sich, desto patriarchalischer das Verhältniß des Fürsten zur Gesammtheit der Bewohnerschaft. Jedermann kannte jede Person am Hofe und jeder Person Eigenschaften und Umstände, und jede Person von nur einiger nicht alltäglicher Eigenthümlichkeit war dem Hofe bekannt. Es bewegte sich Alles in kleinen Kreisen, in denen nichts Großes Raum hatte und nichts groß war, als die Genügsamkeit. Je größer dagegen das Land, desto größer war in jeder patriotischen Brust der Stolz auf dasselbe und der Hochmuth, mit welchem man auf den kleineren Nachbar hinsah; ein großherzoglicher Unterthan dünkte sich mehr, als ein herzoglicher, ein herzoglicher bedeutend mehr als ein fürstlicher oder gar landgräflicher, und ein königlicher blickte auf Alle ebenso selbstgefällig hinab, wie endlich ein kaiserlicher auf alle mit einander. An allen Landesgrenzen innerhalb des deutschen Bundesreichs[348] gab es täglich gegen seitige Hänseleien und Händel; die Schlagbäume hatten die Deutschen einander entfremdet, die große Erhebung während der Befreiungskriege war von metternichscher[349] Staatskunst glücklich überwunden und kein Sieg im kaum wiedererrungenen deutschen Vaterland schien vollständiger zu sein, als der erbärmlichen Pfahlbürgerthums und kriechender Servilität über das eigene Nationalgefühl.

Wem diese Zustände noch im Gedächtniß haften, der erinnert sich auch der liebsten patriotischen Wünsche der Kleinstaatseelen jener Zeit. Sie lagen sehr nahe: Jeder wünschte, so oft er die Landkarte betrachtete, entsprechende Vergrößerungen für sein kleines Heimathreich. Der Weimaraner träumte keinen schönern Traum, als wenn er seinen Großherzog als König von Thüringen in seiner Hauptstadt Erfurt sah; der Sachse schwärmte für die Wiedervereinigung der abgerissenen Theile und wo möglich

[348] Der mit der Schlußakte des „Wiener Kongresses" vom 8. Juni 1815 konstituierte Staatenbund aus 38 souveränen deutschen Staaten, der bis 1866 bestehen sollte. Ihm gehörten ursprüngl. an: 1. Österreich (ohne Galizien und Lodomerien, Ungarn, Kroatien, Dalmatien und Lombardo-Venetien), 2. Preußen (ohne Ost- und Westpreußen und das Großherzogtum Posen), 3. Bayern, 4. Sachsen, 5. Hannover, 6. Württemberg, 7. Baden, 8. Hessen-Kassel, 9. Hessen-Darmstadt, 10. Holstein, 11. Luxemburg, 12. Braunschweig, 13. Mecklenburg-Schwerin, 14. Nassau, 15. Sachsen-Weimar-Eisenach, 16. Sachsen-Gotha, 17. Sachsen-Coburg, 18. Sachsen-Meiningen, 19. Sachsen-Hildburghausen, 20. Mecklenburg-Strelitz, 21. Oldenburg, 22. Anhalt-Dessau, 23. Anhalt-Bernburg, 24. Anhalt-Köthen, 25. Schwarzburg-Sondershausen, 26. Schwarzburg-Rudolstadt, 27. Hohenzollern-Hechingen, 28. Liechtenstein, 29. Hohenzollern-Sigmaringen, 30. Waldeck, 31. Reuß älterer Linie, 32. Reuß jüngerer Linie, 33. Schaumburg-Lippe, 34. Lippe, 35. Lübeck, 36. Frankfurt a. Main, 37. Bremen, 38. Hamburg (Aufzählung nach der „Deutschen Bundesakte", Art. 6).

[349] Der österr. Staatsmann Clemens Wenceslaus Nepomuk Lothar von Metternich-Winneburg zu Beilstein (1773–1859), führender Kopf der Restaurationsepoche nach den napoleonischen Kriegen.

noch einiger wohlgelegenen Stücke mehr mit dem Mutterlande[350]; wieder anders zog der Koburger die Phantasielinien seiner Landesgrenzen; der Hannoveraner konnte die Selbstständigkeit von Oldenburg, Bremen, Braunschweig etc. durchaus nicht als nothwendig anerkennen; und was in gut schwäbischen, pfälzischen, fränkischen Köpfen spukte, überbot sich gegenseitig an politischer Kühnheit unter der Glasglocke des Pfahlpatriotismus. Erhob doch die Springfluth des achtundvierziger Jahres anfänglich viele bayerische Geister zu keiner höheren Anschauung, als auf die Erweiterung ihrer „Reichsgrenzen" durch Einverleibung aller kleineren Nachbarschaften zu denken. So eng hing noch der allgemeine Volkswunsch mit der Freude am Dynastienglanz zusammen, und so beschränkt war noch immer der politische Gesichtskreis der klein- und mittelstaatlichen Unterthanenaugen in Deutschland.

In einem so wohlorganisirten Polizeistaatssysteme, wie Metternich es in Deutschland begründet und der Bundestages[351] gepflegt hatte, darf man es zu den ehrendsten Wundern unserer Geschichte zählen, daß eine einzige Revolution mächtig genug war, um in allen deutschen Staaten den patriarchalischen Dynastienzauber vollständig zu zerstören, und daß es nur einer abermaligen zehnjährigen Reaktion bedurfte, um die Macht der nationalen Idee im ganzen deutschen Volke zum Durchbruch zu bringen. – Nur wem das Bild der so rasch alt gewordenen Zeit noch vor Augen steht, wo schon das Herantraben „herrschaftlicher" Pferde jede Hand nach dem Hut in Bewegung setzte, nur der wird den bedeutenden Wandel in den gemüthlichen Beziehungen zwischen Dynastien und „Unterthanen" ganz ermessen, einen Wandel, welcher mit den landständischen Kämpfen um das Mein und Dein der Staats und Fürstengüter begann und auf dem Felde der Rechtsvertheidigung fortgeführt wurde bis zu jener sehr ernsten Scheidung der Interessen der Souveränetäten und der Nation, welche gegenwärtig Deutschland am stärksten bewegt.

In diese Blüthezeit der Reaktion fällt das freiwillige Aufgeben der Souveränetät der beiden Fürstenfamilien von Hohenzollern und die Vereinigung ihrer Länder mit dem Staate der stammverwandten Hohenzollern in Preußen[352].

Will man diesen Staatsakt auch nicht gerade jenen an die Seite stellen, durch welche noch in der nachnapoleonischen Zeit ganze Landestheile mit ihren Bewohnern von ihren Herren von Gottes Gnaden um schnödes Geld verschachert worden sind, so empört sich doch nicht minder die Würde eines Volks und das Rechtsbewußt sein unserer Zeit dagegen, ein sogar sogenannt „konstitutionelles" Volk von seinem Fürsten nicht höher geachtet zu sehen, als eine Heerde, über die der Besitzer nach Willkür verfügen kann. Hatte schon die Erbtheilung im ernestinischen Sachsen[353], die noch in die Zeit vor der Julirevolution[354] gefallen war, viel Erbitterung erregt, weil man sie ausgeführt hatte ganz wie einen Privathandel, ohne die gesetzlichen Vertreter der betreffenden Bevölkerungen, die Landstände, nur mit einer Frage über etwaige Wünsche und Bedürfnisse der „Erbschaftsmasse" zu beehren, so mußte dies in noch stärkerem Grade der Fall sein in den beiden hohenzollerschen Fürstenthümern, wo unmittelbar nach, ja in Folge ihres Miniatur-Antheils an der allgemeinen deutschen Bewegung von 1848 die Leute sich eines schönen Abends als Hohenzollern-Sigmaringer und Hechinger niederlegten, um am andern Morgen als Preußen zu erwachen.

Beide Fürstenthümer hatten zu den stillglücklichen in Deutschland gehört; sie hatten in ungestörtem inneren Frieden dahin gelebt, und beide Regierungen waren redlich bemüht gewesen, die Quellen

---

[350] Erfurt gehörte vom 10. Jhd. bis 1802 zum Kurerzbistum Mainz. Danach ging es an Preußen, das es 1806 nach der Niederlage bei Jena und Auerstedt an das napoleonische Frankreich abtreten mußte, das ein bis 1814 bestehendes, ihm direkt unterstelltes Fürstentum Erfurt errichtete. Danach ging Erfurt bis 1945 wieder in preußischen Besitz über.

[351] Siehe hierzu S. 32, Anm. 84.

[352] Die preuß. Besitzergreifung von Hohenzollern-Sigmaringen war am 6. April 1850 erfolgt, die von Hohenzollern-Hechingen zwei Tage später, am 8. April 1850.

[353] Nach dem Tod des kinderlosen Herzogs Friedrich IV. von Sachsen-Gotha-Altenburg (1774–1825) war das Herzogtum mit dem Teilungsvertrag zu Hildburghausen am 12. November 1826 unter den benachbarten ernestinischen Herrschaften Sachsen-Coburg-Saalfeld (nun Sachsen-Coburg und Gotha), Sachsen-Hildburghausen (nun Sachsen-Altenburg) und Sachsen-Meiningen aufgeteilt worden.

[354] Die revolutionären „drei glorreichen Tage" vom 27. bis 29. Juli 1830, nach denen in Frankreich die konstitutionelle Monarchie unter Louis Philippe (1773–1850) eingeführt wurde.

des Wohlstands und der Bildung des Volks zu hüten und zu vermehren. Lage und Naturreichthum des Landes unterstützten ihr Bemühen; dabei machte der kleine Staatshaushalt so wenig Aufwand, daß die Steuern und Abgaben nirgends drückten, während namentlich Sigmaringen dabei vollkommen schuldenfrei war. Wenn irgendwo, so zeigte sich in diesen beiden Ländchen ein erfreuliches Bild der alten patriarchalischen Wirthschaft. Um so empfindlicher mußte daher gerade hier von den Fürsten der rauhe Zug der Revolution verspürt werden. In Sigmaringen hatte ein Advokat Würth[355] sich an die Spitze der Bewegung gestellt und bald einen so großen Theil der öffentlichen Gewalt an sich gerissen, daß der alte Fürst Karl[356] im Unmuthe die Regierung zu Gunsten des Erbprinzen Karl Anton[357] niederlegte; als aber gegen diesen die Agitation noch schroffer auftrat, ja ein Sicherheitsausschuß die Regierung förmlich in Würths Hand zu legen drohte, da verließ der Fürst mit allen Regierungsbehörden (am 27. September 1848) das Land und viele Einwohner folgten ihm nach. Jetzt regte sich der Geist in den Landgemeinden, der von je treu am Alten festhält, und sein Einspruch war mächtig genug, um den Sicherheitsausschuß zu stürzen und den Fürsten in das Land zurückzuführen. Trotz dieser anscheinlichen Versöhnung ward schon damals die Absicht beider Fürsten, ihre Länder, kraft der hohenzollerschen Familien-Verträge von 1695 und 1707, an Preußen abzutreten, ruchbar und erregte den heftigsten Widerspruch aller Parteien des Volks wie der Regierungsanhänger. Indeß schien der innere Friede wieder hergestellt, die Regierung gab den Wünschen der Volks Partei nach und ließ sogar die Truppen auf die Reichsverfassung vereiden; erst als auf der großen Volksversammlung bei Gammertingen (am 3. Juni 1849) Forderungen an die Regierung gestellt wurden, von deren Erfüllung man die fernere Anerkennung derselben abhängig machte, erst da scheint der Entschluß, der Souveränetät zu entsagen, in den Fürsten gereift zu sein, und ward auch ohne viele Umstände, die ohnedies in jenen Jahren wicht in der Mode waren, zur Ausführung gebracht: am 1. August besetzten 2000 Mann Preußen Stadt und Schloß Sigmaringen, und am 7. December 1849 unterzeichneten beide Fürsten den Vertrag über die Abtretung ihrer Länder an die Krone Preußen. Die feierliche Huldigung vor dem König[358] geschah erst am 13. August 1851[359] auf der Stammburg der Hohenzollern.

Die Gegenwart scheint einen Grundsatz wiederherstellen zu wollen, der jene alten fürstlichen Erbverträge, welche die Länder zu feiler Waare und die Völker zu verkäuflichem Inventar erniedrigen, zerreißen wird: den Grundsatz des Selbstbestimmungsrechts der Völker, des ersten und ältesten Rechts aller Nationen, ihnen von Tyrannen geraubt und nun, wunderbarerweise, von einem Despoten als eine neue Erlösungslehre verkündet. Aber haben denn solche Grundsätze einen anderen als doktrinären Werth, so lange ihnen nicht die Garantien der Macht sich beigesellen, um sie zur Thatsache zu machen und aufrecht zu erhalten? Mag auch eine große benachbarte Nation durch heißen Kampf, eine andere durch drohende Machtentfaltung diesen Grundsätzen den Sieg verschafft und uns ein leuchtendes Vorbild der Nachahmung gegeben haben, mögen durch russell'sche[360] Noten und napoleonische[361] Reden diese Grundsätze in den neuen Kathechismus des Staatsrechts sich einschmuggeln, für uns bleiben sie ein todter Begriff, so lange sie sich nicht aus den Spalten der Zeitungen oder von den Tribünen der Kammern hinauswagen dürfen, ohne sogleich dem Strafgesetz und Polizeireglement zu verfallen.

---

[355] Der Jurist und Abgeordnete der Frankfurter Nationalversammlung Otto Carl Würth (1803–1884); er mußte 1849 in die Schweiz emigrieren.

[356] Karl (1785–1853), vom 17. Oktober 1831 bis 27. August 1848 regierender Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen.

[357] Karl Anton (1811–1885), vom 27. August 1848 bis zum 7. Dezember 1849 letzter regierender Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen.

[358] Friedrich Wilhelm IV. (1795–1861), vom 7. Juni 1840 bis 7. Oktober 1858 König von Preußen.

[359] Recte: Am 23. August 1851.

[360] Der brit. Minister und zweimalige (1846 bis 18852 und 1865/66) Premierminister John Russell, 1st Earl Russell (1792–1878).

[361] Louis-Napoléon Bonaparte (1808–1873), seit 20. Dezember 1848 Präsident der 2. Französischen Republik; am 2. Dezember 1852 wurde er dann als Napoléon III. zum Kaiser der Franzosen proklamiert.

Hätte jener durch die Schlauheit eines Tyrannen zum Evangelium erhobene Grundsatz, der gleich dem babylonischen Thurmbau[362] eine neue Völkerscheidung einleiten soll, der in der That heute alle Geister bewegt und überall das Nationalbewußtsein wach ruft, Anerkennung im wiener Kongreß gefunden, – wie viel Blut und Elend würde Europa erspart worden sein! Und wie viel Blut und Elend wird noch über Europa kommen müssen, ehe mit diesem Grundsatz die Fürstenrechte, die bis heute noch allein sich Völkerrechte nennen, sich vergleichen und versöhnen werden! – Die bittersten Erfahrungen sind auch in dieser Beziehung uns, sind dem armen Deutschland vorbehalten, wenn nicht der große Lenker der Geschicke vor Allem die Herzen lenkt, die der Nation ihr einzig wahres Heil freiwillig bereiten können, – im anderen Fall aber unsägliches Unglück über sie verhängen.

Der Gegenstand unseres Bildes bedarf weniger Worte. Sigmaringen ist eine kleine Stadt von der Erscheinung, wie sie alle ehemaligen Residenzen von derselben Größe bieten. In den alten Theilen eng und unregelmäßig, hat sie durch die Baulust der Fürsten einen stattlichen Ansatz neuer Straßen erhalten, aus denen jedoch das gewohnte Wohlleben harmloser Existenz verschwunden ist, seitdem der fürstliche Hof sie verlassen hat. Neue Erwerbs- und Verkehrsmittel müssen erst den Verlust ersetzen, um der Stadt zu einer neuen und ehrenvolleren Blüthe zu verhelfen. Ein Denkmal der vergangenen Herrlichkeit wird noch späten Nachkommen in dem Schlosse emporragen, das auf seinem Felsengrund an der jungen Donau unserm Leser im Bilde vor Augen steht.

[362] Gen 11,1-9.



SCHLOSS und STADT SIEGMARINGEN

(Hohenzollern)

Aus der Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildburghausen. Eigenthum der Verleger

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Einundzwanzigster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1860. 184 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 178-183.

MEYER’S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Elfter Band. Dritte Folge, erster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 164 S. 8°. S. 113-119.

Burlington im Staate Iowa.

Noch heute lebt der erste weiße Mensch, welcher ein paar Jahre vor dem Ausbruche der großen französischen Staatsumwälzung[363] im Norden des Ohioflusses geboren wurde. Damals war in jenem fernen und weiten Westen noch Alles eine große Wildniß, Jagdgebiet der Indianer; aber im Verlaufe eines einzigen Menschenlebens hat sich das große Thalbecken des Mississippi mit Millionen betriebsamer Leute gefüllt, die Einwanderung hat sich in ununterbrochenen Strömen über die weiten, fruchtbaren Gefilde ergossen und den Schwerpunkt der großen nordamerikanischen Union von den atlantischen Gestaden hinweg in diese ehemalige Einöde verlegt. Dort sind, von den Quellen des Mississippi bis zu dessen Mündung und zu beiden Seiten dieses Vaters der Gewässer, dessen wichtigste Punkte und frappanteste Schönheiten der Leser bereits kennen gelernt hat, ein Dutzend Staaten gebildet worden, die sogleich von Anfang an sich zu hoher Blüthe emporschwangen; Fortschritt und Entwickelung waren in einem Jahrzehnt so rasch, wie bei uns in der alten Welt in einem Jahrhundert; denn jetzt schon erheben sich an der Stelle der ersten armseligen Blockhäuser oder Lederzelte Kapitole von Kuppeln überwölbt, Kirchen mit hohen Thürmen, Städte, deren einige schon jetzt nahe an eine Viertelmillion Einwohner zählen.

Vorzugsweise rasch sind im Mississippithale jene Staaten emporgekommen, welche sich eines verhältnißmäßig milden und gemäßigten Klima’s erfreuen. Sie liegen im nördlichen Theile der Region und bilden recht eigentlich die große Getreidekammer des Kontinents. Wisconsin, Iowa und Minnesota gleichen einem unermeßlichen Weizenacker, auf dem Wald und Prairie in kaum erkennbaren Spuren noch erscheinen. Auf diesem Raume leben jetzt über anderthalb Millionen Menschen zerstreut, welche seit lange schon den großen Strom bis zu den Anthonykatarakten[364] mit Dampfern befahren, und ihn mit dem Missouri durch Eisenbahnen verbunden haben. Und noch sind das Alles erst Anfänge, wenn auch sehr großartige. Zu der reichen Ausstattung, mit welcher die Natur jenen Nordwesten bedacht hat, indem sie ihm fruchtbaren Boden, Holz, Kohlen, Metalle und Wasserkraft in unerschöpflicher Menge verlieh, gesellt sich die bevorzugte geographische Lage als Bürgin für die große Zukunft der neuen Staaten. Wasserwege verbinden sie mit dem St. Lorenzstrome, dem Hudson und mit dem mexikanischen Meerbusen, an welchem neben Palmen der Zucker gedeiht, gegen den der Norden sein Pelzwerk und Getreide tauscht. Gleichzeitig spinnt sich von allen Seiten ein Eisenstraßennetz so rasch über jene Zone, daß man noch in unserm Jahrzehnt von den Seen Winipeg und Athabaska bis zur mexikanischen Grenze auf Eisenbahnen fahren wird. In Nordamerika arbeiten überhaupt die Menschen an einer neuen Phase der Kulturentwickelung mit ungeheurem Eifer; Fortschritt, Wachsthum und Gedeihen der Staaten sind derart eigenthümlich, daß die Maßstäbe der alten Welt nicht passen. Das Volk in jenem merkwürdigen Lande hat, weil es für jede Bewegung freien Raum findet, und aus so mancherlei einander ergänzenden Bestandtheilen zusammengesetzt ist, einen schnelleren Uebergang von der wilden Natur zur Reife gesellschaftlicher Ausbildung, eine kürzere Spanne zwischen dem Samenkern und dem ausgewachsenen,

[363] Der Französischen Revolution von 1789.

[364] Engl. Saint Anthony Falls.



BURLINGTON

AM MISSISSIPPI

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildb'h.

Eigenthum d. Verleger.

Früchte tragenden Baume, als die Nationen Europa's, deren Kulturfrüchte unter ganz verschiedenen geschichtlichen Bedingungen zwar viel später zeitigen, aber, wie wir uns dünken, um so edler werden.

Jener nordwestliche Garten mit seinen blumigen Wiesenflächen ist allerdings ein herrliches Geschenk, welches die Natur dem Menschen darbietet, aber nutzbar kann dieser ihn nur durch seine Arbeit machen. Die Blüthe der drei obengenannten Staaten ist nur durch gewaltige Anstrengung vieler zusammenwirkenden Kräfte erreicht worden. Da kommt der Einwanderer aus Europa oder der Squatter[365] aus irgend einem Staate auf der östlichen Seite des Alleghanygebirges[366], um sich im Westen eine neue Heimath zu gründen. Er sucht eine passende Stelle aus und bauet ein Blockhaus, damit er für den langen Winter sein Obdach habe. Im Frühjahr folgen Frau und Kinder nach, und nun ist der Farmer nicht mehr ganz einsam. Aber seine nächsten Nachbarn wohnen, meilenweit von ihm entfernt, zerstreut umher. Er hat sich im westlichen Iowa, etwa auf einer Prairie am des Moines Flusse niedergelassen und findet an einem Sonntage hinlängliche Muße, einem seiner Freunde in den alten Staaten seine Erlebnisse zu schildern. „Wer", sagt ein solcher vor uns liegender Bericht, „noch nicht in einer neuen Ansiedelung, in einem neuen Lande, gelebt hat, macht sich keine Vorstellung von dem, was man entbehren muß, wenn man auch Geld hat. Ich fing mit geringen Mitteln an, hatte viele kleine Kinder, die mir noch nicht hülfreich zur Hand gehen konnten, und meine letzten 50 Dollars verausgabte ich, um ein Joch Ochsen zu kaufen; weitere 50 Dollars blieb ich schuldig. So fing ich an. Als die Kinder da waren, kaufte ich auf Borg zwei Kühe der Milch wegen; die eine mästete ich, verkaufte sie nebst zwei Kälbern und etwas Heu, und davon konnte ich die eine Kuh, welche mir blieb, bezahlen. Nach und nach hatte ich 17 Morgen[367] Landes urbar gemacht, aber vier Jahre hintereinander war mir das Glück nicht günstig; der eine Sommer war zu naß, der andere zu dürr, in den beiden andern Jahren litt meine Ernte durch Krähen, Eichhörnchen und Schweine. Im fünften Jahre hatte ich eine überschwänglich reiche Ernte, aber nun ist das Getreide spottbillig. Wir sind sehr dürftig mit Kleidung versehen und müssen uns ärmlich behelfen. Meine Frau, Margarethe, hat in den ersten drei Jahren rechtschaffen geflickt, was nur zusammenhalten wollte, aber jetzt hat das ein Ende, und die armen Kinder sind wahrlich schlimm daran. Mein Blockhaus glaubte ich schon nach zwei Jahren mit einem dauerhafteren Gebäude vertauschen zu können, aber mir fehlen die Mittel und so müssen wir uns behelfen. Vor der diesjährigen Ernte (1860) haben wir fünf Monate lang kein Fleisch gegessen, manchmal fehlte auch Brod, und wir begnügten uns mit Mehlsuppe und dem Grünzeug, das in meinem Garten wuchs. Es war ein Jubel im Hause, als die ersten Kartoffeln herausgenommen wurden; jetzt haben wir auch etwas Speck, aber Butter ist uns seit Monaten nicht vor Augen gekommen. Im vorigen Herbst wurden mir die Ochsen ausgepfändet, weil ich nicht bezahlen konnte; die alte Kuh besitze ich noch, aber sie hat vier Monate lang keine Milch gehabt; sie muß hart arbeiten. Nun habe ich jedoch Ferkel und ein paar Dutzend Hühner; aber vier Fünftel aller Eier muß ich zu Markte schicken; die Kinder sollen doch für den Winter etwas auf dem Leibe haben!"[368]

So beschwerlich und voll von Entbehrungen sind die ersten Jahre vieler Tausende von Ansiedlern, und trotzdem gelangen die neuen Gegenden wunderbar rasch zur Blüthe. Kein anderer Staat liefert dafür ein glänzenderes Beispiel als Iowa (sprich Eiouäh), das diesen indianischen Namen von dem eines seiner Flüsse erhielt. Kurz vor Ablauf des 17. Jahrhunderts drangen französische Pelzhändler in jene Gegend, welche als ein Bestantheil von Louisiana, das ursprünglich alles Land zwischen dem Mississippi und den Felsengebirgen umfaßte, 1803 von Bonaparte[369] an die Vereinigten Staaten verkauft wurde[370]. Iowa gehörte von da an zu dem großen Territorium Michigan, dessen östlicher Theil unter

[365] Siehe hierzu S. 97, Anm. 310.

[366] Die „Allegheny Mountains".

[367] Der Umfang lag meist bei einem fünftel bis halben Hektar, umfaßte also ca. 2.000 bis 5.000 m².

[368] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[369] Napoléon Bonaparte (1769–1821), ab 1799 erster Konsul der Französischen Republik, von 1804 bis 1815 als Napoléon I. Kaiser der Franzosen.

[370] Der Verkauf der ehem. frz. Kolonie Louisiana für $ 15 Mio. (80 Mio. Franc) an die Vereinigten Staaten von Amerika (engl. Louisiana Purchase; frz. vente de la Louisiane) mit Wirkung vom 20. Dezember 1803. Das Gebiet umfaßte allerdings erheblich mehr Land als der heutige Bundesstaat Louisiana, nämlich auch die heutigen Staaten Arkansas, Missouri, Iowa, Oklahoma, Kansas und Nebraska sowie Teile von Minnesota, North Dakota, South

diesem Namen 1836 als besonderer Staat in die Union aufgenommen wurde. Gleichzeitig bildete man aus dem westlichen Theile das Gebiet Wisconsin[371], dessen Bevölkerung bald so rasch anwuchs, daß schon 1838 der Theil desselben, welcher zwischen dem Michigansee und dem Mississippi liegt, gleichfalls ein besonderer Staat wurde. Was jenseits lag, wurde dann als Territorium Iowa organisirt, welches auch den heutigen Staat Minnesota umfaßte, der seinerseits als Gebiet ausgeschieden wurde, nachdem Iowa schon 1846 in die große Union, als deren 28. Staat[372], eintrat. Seine Lage ist ungemein vortheilhaft; der ganzen Ostgrenze entlang strömt der Mississippi, welcher ihn von Wisconsin und Illinois scheidet; im Süden stößt er an den Staat Missouri, und der gleichnamige Fluß bildet die Westgrenze, jenseit welcher Kansas und Nebraska sich bis zu den Felsengebirgen ausdehnen. Im Norden reicht das rasch aufblühende Minnesota bis über die Quellen des Mississippi hinaus.

Der erste weiße Ackerbauer in Iowa siedelte sich, – man weiß den Tag genau – am 1. Juni 1833 an. Er schilderte die fruchtbare, von klaren, waldumsäumten Flüssen durchzogene, bis dahin wenig bekannte Gegend, als das „westliche Paradies“. Fünf Jahre später, im Mai 1838, ergab eine Zählung schon 22,859 Seelen und 1840 war diese Ziffer auf mehr als 43,000 Köpfe gestiegen, so daß sich ein jährlicher Zuwachs von mehr als 44 Procent herausstellte. In gleicher Progression nahm die Bevölkerung bis zum Census von 1850 zu, welcher schon eine Seelenzahl von 192,214 ergibt. Man hat mit Recht gesagt, daß die Nordamerikaner ruhelos wandern, wie die Zigeuner; in ihnen steckt der alte deutsche Hang und Trieb, in die Weite zu gehen. Iowa erhielt seine Ansiedler aus Kentucky und Tennessee, vom mexikanischen Meerbusen, aus Neu York, Pennsylvanien, Neu-Jersey, Delaware und Neu-England, aber mit ihnen kamen beinahe 40 Procent Deutsche, und ihnen verdankt der neue Staat zu nicht geringem Theil seinen zugleich raschen und gediegenen Aufschwung.

Gibt es unter den Angloamerikanern auch Manche, welche die Verdienste der deutschen Einwanderer verkleinern möchten, so werden von einsichtsvollen Leuten dieselben doch willig und unumwunden anerkannt. Im März 1858 hielt der Vorsitzende der geographischen und statistischen Gesellschaft zu Neu York, Dinsmore[373], einen Vortrag über die Wichtigkeit der Einwanderung, und bemerkte, nachdem er viele Ziffern als Beleg mitgetheilt hatte, Folgendes:

„Den Einwanderern, vorzugsweise den deutschen, sind wir zu Dank verpflichtet für drei Viertheile aller unserer in Anbau genommenen Ländereien, der Anlage der Dörfer, der Hebung des Viehstandes, und auch für drei Viertheile aller Eisenbahnen, welche weit und breit das Land durchziehen. Ich lege besonderes Gewicht darauf, daß ein großer Theil dieser Leute aus nicht reichen Menschen bestand; aber sie brachten Fleiß und Kraft mit, und erzeugten, indem sie arbeiteten. Die Fremden haben das große Werk gethan. Die Eingeborenen, welche das Licht der Welt in unserm Lande erblickten, haben sich als *fruges consumere nati*[374] betrachtet; denn die sogenannte Arbeit vieler Eingeborenen, die geringschätzig auf Einwanderer herabsehen, besteht darin, daß sie nach Abzug der Zeit, welche sie auf Wettrennen, Branntweintrinken, Besuche- und Politik-Machen, Ausstellungen besehen, Spekuliren in allen möglichen Dingen verwenden, höchstens einige Stunden in der Woche zu ihrem Erwerb sich abmühen; der Einwanderer dagegen arbeitet mindestens 50–60 Stunden und schafft Werthe. Veranschlage ich den Geldwerth eines Einwanderers nur so niedrig, wie durchschnittlich jenen der Negersklaven, so stellt sich heraus, daß derselbe für die Einwanderung von 1790 bis 1857 nicht weniger als die ungeheure Summe von 4972 Millionen Dollars beträgt. Dazu kommt, daß nach amtlichen Erhebungen (am Landungsplatze der Einwanderer in Castle-Garden zu New-York) – Jeder durchschnittlich 100 Dollars mit-

---

Dakota, Texas, New Mexico, Colorado, Wyoming, Montana, außerdem noch Randgebiete der kanad. Provinzen Manitoba, Saskatchewan und Alberta.

[371] Wisconsin war am 29. Mai 1848 als 30. Bundesstaat den Vereinigten Staaten beigetreten.

[372] Iowa war am 28. Dezember 1846 als 29. Bundesstaat in die Vereinigten Staaten aufgenommen worden.

[373] Wohl der Gouverneur von New Hampshire in den Jahren 1849 bis 1852, Bankier und Rechtsanwalt Samuel Dinsmoor Jr. (1799–1869).

[374] Lat.: „Nos numerus sumus et fruges consumere nati / Wir sind Nullen des Schwarms, Feldfrucht zu verzehren geschaffen,“ Hor. epist. I,2,27. Übersetzung von Johann Heinrich Voß (1751–1826) in der von ihm herausgegebenen zweibändigen Ausgabe „Des Quintus Horatius Flaccvs Werke“ (Heidelberg: Mohr u. Zimmer 1806), 2. Bd., S. 217.

bringt. So viel hat sich aus einem siebenzehnmonatlichen Durchschnitt ergeben. Daß mehr als drei Millionen Köpfe in die Vereinigten Staaten eingewandert sind, wissen wir mit Sicherheit; sie haben also über 200 Millionen Dollars mitgebracht. Von 1844 bis und mit 1857 wanderten nach demselben Ausweis 3,907,018 Menschen ein."[375]

Nach Iowa, das unbestritten zu den fruchtbarsten Staaten gehört, sind Hunderttausende derselben eingeströmt, um sich auf den wellenförmigen Wiesenfluren, an Wäldern und in der Nähe von Flüssen anzusiedeln, oder ihre Hütten an den vielen klaren Teichen und kleinen Seen aufzuschlagen. Wir mögen den Leser nicht mit Zahlen ermüden, wo sie aber so deutlich sprechen und so inhaltreich sind, wie in Bezug auf Iowa, ersetzen sie vollkommen eine ausführliche Erörterung, denn solche Ziffern berichten und enthalten eine Fülle von Thatsachen. Iowa hatte 1830 noch gar keinen weißen Bewohner, 1840 ergab, wie bemerkt, die Zählung etwas über 43,000, 1850 schon 192,214; im Jahre 1856 bereits 509,414, und im Jahre 1859 schon 633,549 Köpfe. Die allgemeine Zählung von 1860, deren Ergebniß uns noch nicht vorliegt, wird an nähernd eine Volksmenge von 700,000 Köpfen ausweisen, obwohl die drei vorletzten Jahre für den Nordwesten ungünstige Ernten brachten und erst jene von 1860 wieder ergiebig ausfiel.

Das steuerpflichtige Eigenthum hatte sich (wir geben runde Zahlen) von 22 ½ Million Dollars im Jahre 1850 auf 210 Millionen im Jahre 1859 gesteigert; die Zahl der angebaueten Acker[376] Landes von 824 auf 3,100,000; der Maisertrag von 8 ½ auf 23 ¼ Millionen Bushels[377], der Weizenertrag von 1 ½ auf 3 ½ Millionen. Aber in den guten Erntejahren 1856 hatte der erstere schon mehr als 31, der zweite nahe an 5 Millionen Bushels betragen. Während in neun Jahren die Bevölkerung sich um das Dreifache vermehrte, stieg der Werth des steuerpflich tigen Eigenthums um das Zehnfache. Allein der Werth der Ländereien, 7 ¼ Millionen Acker Brachlandes mit eingeschlossen, stieg in derselben Zeit von 16 ½ auf 104 ½ Million Dollars.

Iowa ist recht eigentlich ein Ackerbau treibender Staat, dessen Bewohner zumeist, und jetzt noch vorzugsweise, in der östlichen Abtheilung, zerstreut auf einzelnen Gehöften oder in Dörfern wohnen. Die Anzahl der Städte ist noch gering und keine derselben hat einen so raschen Aufschwung genommen wie etwa Milwaukee oder St. Louis. Eigentlich kann man nur zehn Ortschaften als eigentliche Städte bezeichnen, und von diesen liegen vier (Dubuque, Davenport, Burlington und Keokuk) am Mississippi; doch haben nur die beiden erstern mehr als 20,000 Einwohner. Allein diesen Plätzen ist im Fortgange der Zeit ein rascherer Aufschwung sicher, und ohne die große Geldkrisis von 1857[378], welcher Fehlernten folgten, wäre derselbe viel beträchtlicher als er trotz aller ungünstigen Zeitläufte erscheint. Denn, wie schon bemerkt, Iowa hat eine vortreffliche Lage, schiffbare Ströme und jetzt nahe an 400 englische Meilen[379] Eisenbahnen innerhalb seines Gebietes, welche sich zum Theil in die Prairiegegenden erstrekken, um die Ausfuhr der Ackererzeugnisse zu erleichtern, zum Theil an jene der benachbarten Staaten anschließen und für Iowa die Verbindung mit den großen Bahnnetzen der Union vermitteln.

An Burlington, das nächst Dubuque die wichtigste Stadt bildet, können wir den Aufschwung Iowa's vortrefflich erläutern. Kaum eine andere Ortschaft ist so tüchtig und gediegen zur Blüthe emporgekommen. Sie liegt sehr anmuthig am rechten Ufer des Mississippi, der hier bereits die Majestät des großen Stromes ahnen läßt, der er 80 Meilen weiter durch seine Verbindung mit dem Missouri erst wird, und überschaut von der Höhe eines Bluffs[380] weithin die gesegneten Gebiete von Iowa und Illinois. Durch eine Bahn ist Burlington mit dem großen Getreidehafen Chicago am Michigansee in Illinois ver-

---

[375] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[376] In den USA entspricht 1 Acre in etwa 4.047 m^2.

[377] US-amerik. Hohlmaß; 1 bushel (bu) = 35,239 l.

[378] Die „erste" Weltwirtschaftskrise hatte am 24. August 1857 in New York City ihren Anfang genommen, als die Bank „Ohio Life Insurance Company" ihre Zahlungen einstellen mußte, da sie zu sehr in spekulative Anleihen für Eisenbahngesellschaften investiert hatte. Daraufhin riefen Gläubiger nicht nur bei dieser, sondern auch bei vielen weiteren Banken ihre Kredite zurück, was einen allgemeinen „Run" auf die Geldinstitute auslöste. Die amerik. Finanzkrise wirkte sich im Handumdrehen auf die gesamte Weltwirtschaft aus und sollte bis 1859 andauern.

[379] 1 mile = 1.760 yd = 5.280 ft = 63.360 in = 1.609,344 m.

[380] Engl. Pl., die Steilufer.

bunden, und dorthin verfährt es einen Theil der ihm zugeführten Produkte, während ein anderer auf dem Mississippi versandt wird. Die Stadt besitzt also Stromschifffahrt, Schienenwege und Plankroads[381], letztere nach dem Innern des Staats, und hat sich vermittelst derselben zu einem natürlichen Stapelplatz erhoben, dessen Bedeutung in demselben Verhältnisse steigt, in welchem das Hinterland seine Hülfsquellen entwickelt. Nur in den letzten 18 Monaten nach dem August wurden in Burlington mehr als 1300 neue Häuser gebaut, zwei englische Meilen Plankroads angelegt, nahe an fünf Meilen Gasröhren gelegt, dreizehn Meilen Fußwege geebnet und gebahnt. 1856 zählte die Stadt 12,900 Seelen; Ende 1860 wird sie deren an 20,000 gehabt haben. Der Handelsumsatz betrug schon 1857 fast 14 ½ Millionen Dolars [sic!], wovon 8 ½ Millionen auf den Wechsel- und Bankverkehr kommen, 22 Millionen auf den Verkauf von Fabrikaten. Von dem Luxus gibt es Zeugniß, daß für 42,000 Dollars Putzwaaren verkauft wurden; für die gesteigerte Ansiedelung im Innern der Verkauf von Oefen und Kochherden für 125,000 und von Pflügen etc. für mehr als 25,000 Dollars. Burlington verdankt sein Aufblühen dem Handel mit Getreide und überhaupt landwirthschaftlichen Erzeugnissen; seine Mühlen liefern ausgezeichnetes Weizenmehl. Der Platz ist geschäftlich bisher gesund geblieben und zieht mehr und mehr Kapitalien an, welche eine sehr vortheilhafte Verwendung finden. Wahrscheinlich wird Burlington auch bald, nach dem Vorbilde von Pittsburg und Cincinnati eine beträchtliche Gewerbsstadt. Seine Lage ist derart, daß es mit Leichtigkeit die Rohstoffe beziehen kann, Kupfer vom Obern See, Eisen aus Missouri, Bauholz aus Wisconsin und Michigan, Nutzholz aus Indiana, Baumwolle aus dem Süden. Brennstoff ist in Fülle vorhanden. Ansätze zu einer großartigen Fabrikthätigkeit sind bereits vorhanden, z. B. Mühlen, Maschinenbauereien, Gießereien, Fabriken landwirthschaftlicher Geräthe. Alljährlich legen zwischen zwei- und dreitausend Dampfer bei Davenport an. Der Mississippi wird gewöhnlich in der ersten Hälfte des März frei von Eis und ist bis in die zweite Hälfte des Novembers offen.

So ist der hübschen und sehr betriebsamen Stadt durch Lage und Hinterland, durch Strom und Eisenbahnen[382] die Zukunft sicher, einer der blühendsten Plätze am Mississippi zu werden[383]. Ihre tüchtige, kernhafte Bevölkerung besteht reichlich zu einem Drittel aus Deutschen, und scheint es überhaupt, als ob unsere Landsleute in Iowa sehr gut gedeihen. Jedenfalls können wir mit Stolz darauf hinweisen, daß der junge Staat zu nicht geringem Theile durch sie zu Aufschwung und Blüthe gelangt ist.

[381] Engl., Bohlenstraße, die aus Holzbrettern oder Lochbalken besteht.

[382] Burlington war im Jahre 1855 an das Eisenbahnnetz angeschlossen worden.

[383] Burlington hat heute knapp 25.000 Einwohner.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Einundzwanzigster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1860. 184 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 184.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Fünfzehnter Band. Dritte Folge, fünfter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 159 S. 8°. S. 39.

Galitsch[384].

Wir hätten es leicht gehabt, uns von Uglitsch[385], dessen Kreml wir vor Kurzem betrachteten, sogleich nach Galitsch zu begeben, das in demselben Gouvernement, Kostroma[386], liegt und das der Leser etwa zwölf deutsche Meilen[387] nordöstlich von der Hauptstadt Kostroma zu suchen hat. Indeß trägt uns dasselbe Roß, das uns damals trug, auch heute wieder dieselbe Bahn, und abermals durchwandeln wir das anmuthige Hügelland des nördlichen Wolgagebiets, um in so fremder Ferne den Menschen zu beobachten und die Spuren alter Kultur zu finden.

Wenn wir Galitsch nach dem Bilde schätzen, das es uns von dem Standpunkt, den unser Künstler einnahm, bietet, so täuschen wir uns leicht über seine Bedeutung. Die vielen Thürme seiner dreizehn Kirchen, seine Klöster und seine beiden alten Forts geben ihm ein sehr stattliches Ansehen, und dazu hat es sich so gemächlich an den Ufern eines schönen Sees hingelagert, daß wir auch über seine Größe irre geführt werden. Die Stadt zählt nur etwa 5–6000 Einwohner, aber rührige Leute, die eine blühende Leinwandmanufaktur unterhalten, im Fischfang eine ergiebige Erwerbsquelle besitzen und ihre Waldungen nicht bloß zu Brenn- und Bauholz, sondern auch zur Entfaltung einer lebhaften Holzwaarenindustrie benutzen. Das Klima um den See von Galitsch[388], einem 15 Werste[389] langen und 8 Werste breiten Wasserbecken, ist im Ganzen ein rauhes und zeichnet sich durch viele dunstvolle Sommertage aus. Der See steht durch die Weksa[390] mit der Kostroma und durch diese mit der Wolga in Verbindung.

Wir sagten oben, daß wir auch hier die Spuren alter Kultur finden. Wie sehr viele der jetzigen Gouvernements- und Kreisstädte des heutigen Rußlands hatte auch Galitsch in ältester Zeit seine eigenen Fürsten, über welche die Nachrichten bis auf das Jahr 1208 zurückgehen. Ueber diese kleinen Herren wurden später die von Rostow[391] Herr, bis auch über sie ein Stärkerer kam[392]. Am meisten litt die Stadt durch die Kriege des 15. Jahrhunderts; sie wurde 1432 durch die Tataren[393] verheert und war 1450 Zeuge eines Siegs des Großfürsten Wasilij[394] über die Mongolen; im Jahre 1502 erlag sie dem tapfern

[384] Russ. Галич, Galič.

[385] Russ. Углич, Úglič.

[386] Russ. Кострома, Kostromá.

[387] Hier ist sicherlich die Preußische Meile zu 7,5325 km gemeint.

[388] Der Galitscher See (russ. Галичское озеро, Galičskoe ozero).

[389] Siehe hierzu S. 79, Anm. 240.

[390] Die Wjoksa (russ. Вёкса, Vëksa).

[391] Russ. Ростов, Rostóv; hier dürfte Konstantin Wsewolodowitsch (russ. Константин Всеволодович, Konstantín Vsévolodovič; 1185–1218), von1205 bis 1208 Fürst von Nowgorod (russ. князь Новгородские, knjaz′ Novgorodskie), von 1208 bis 1212 Fürst von Rostow (russ. князь Ростовский, knjaz′ Rostovksij) und seit 1216 Großfürst von Wladimir (russ. Великий князь Владимирский, Velikij knjaz′ Vladimirskij).

[392] 1363 verlor das Fürstentum seine Eigenständigkeit und wurde dem Großfürstentum Moskau (russ. Великое Княжество Московское, Velikoe Knjažestvo Moskovskoe) angegliedert.

[393] Siehe hierzu S. 79, Anm. 237.

[394] Siehe hierzu S. 90, Anm. 274.

Woiwoden[395] und Hospodar[396] Stephan VI.[397] (auch der Große und der Gute genannt) von der Moldau. Erst seitdem das russische Reich seine Alleinherrschaft über diese Gegenden ausstreckt, ist den Bewohnern die äußere Ruhe gesichert.

[395] Russ. Воевода, Voevóda; ein slaw. Heerführer.

[396] Hospodar (russ. Господáрь, Gospodár′; ukrain. Господар, Gospodar; rumän. Domn, von lat. dominus, der Herr), slaw. Fürstentitel.

[397] Stefan III. der Große (rumän. Ștefan al III-lea bzw. Ștefan cel Mare; ca. 1433–1504), seit 1457 Fürst von Moldawien (rumän. Domn al Moldovei).



GALITSCH
(GOUVT KOSTROMA)

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.